Das galante Preussen

oder

Reise eines jungen Franzosen nach Berlin.

aus dem Französischen.

Coblentz. 1802.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Das
galante Preußen,
oder
Reiſe
eines jungen Franzoſen nach Berlin.

Erſtes Kapitel.

Beſchreibung von Berlin. Oeffentliche Denkungsart. Schauſpiele. Deutſches Theater. A** K***. Polizey.

Hier ſchick ich Dir, liebſter Freund, eine Beſchreibung von Berlin, einer der ſchönſten europäiſchen Städte, die auch noch gefallen kann, wenn man ſchon Paris geſehn hat. Sie iſt die Hauptſtadt des Kurfürſtenthums Brandenburg, und die gewöhnliche Reſidenz des Königs von Preußen. Das Schloß iſt prächtig. Man ſieht hier eine vortrefliche Bibliothek, ein reiches Kunſt- und Medaillen-Kabinet, eine Akademie der Wiſſenſchaften und eine Sternwarte. Das Zeughaus iſt ein Meiſterſtück.

Berlin liegt an der Spree, einem Fluſſe, der in der Lauſitz, nahe an der böhmiſchen Gränze, entſpringt. Der Kurfürſt Friedrich Wilhelm ließ ei-

nen herrlichen Kanal graben, der diesen Fluß mit der Oder verbindet. Berlin hat sechs tausend Häuser, und hundert und vierzig tausend Einwohner. Viele Straßen und Plätze sind mit Bäumen besetzt, deren Grün sich gegen die schön gebauten Häuser und Paläste gut ausnimmt. Wenn Du neugierig bist, alle Denkmäler und Gebäude kennen zu lernen, womit Friedrich seine Hauptstadt auszuputzen, Gefallen findet, so können andere Reisende Deine Ciceroni seyn. Ich begnüge mich damit, mitten unter dem Genusse der Vergnügungen, die Sitten zu beobachten. Du kannst also mehr auf Erzählungen von Lustbarkeiten und galanten Anekdoten rechnen, als auf taktische und politisch-ökonomische Auseinandersetzungen, denn das Nützliche ist nicht immer zugleich das Angenehmste.

So viel seh ich schon, daß die obern Klassen, die den Hoston annehmen, viele Kenntnisse haben, die untern Klassen aber unwissend und voll Vorurtheil sind. Uebrigens herrscht hier ein Geist der Freyheit und Toleranz, wovon man in den übrigen Theilen von Deutschland nichts weiß.

Der Berliner ist munter, geistreich, zuvorkommend gegen Fremde, stolz auf sein Vaterland, auf seine Künstler, auf seine Gelehrten, auf seine Armeen, und vorzüglich auf die Weisheit seines Königs. Diese National-Vorliebe, diese Art von Selbstsucht, scheint mir, selbst in ihren Uebertreibungen, lange nicht so lächerlich, als die anderwärts, besonders in Frankreich, so allgemeine Grille, nichts für gut gelten zu lassen, als was vom Auslande kommt. Wie manche Pariser, die die Nachtigall in ihren Gärten für nichts achten, würden Summen Geldes daran wenden, einen englischen Kukuk rufen zu hören!

Die Berliner Theater könnten indessen die Meinung rechtfertigen, daß die Berliner eben diese Grille haben. Das italiensche Opernhaus ist ein prachtvolles, und des Dichters, der es besungen hat, würdiges Gebäude. Das französische Komödienhaus ist nicht minder geschmackvoll. Es ist in einem edlen Styl gebaut, und die Plätze gut eingetheilt. Inmittelst aber diese fremden Musen den Weyhrauch auf ihren Altären dampfen sehn, sieht sich die deutsche Melpomene in einen

dunkeln Winkel hin verbannt, wo nichts, als einige übel zusammengeschlagene Bretter sie gegen Wind und Wetter schützen.

Dieser auffallende Kontrast kommt indessen nicht der Nation zu Schulden, sondern dem großen Friedrich. Nachdem er seinen Unterthanen einen unsterblichen Ruhm erkämpft hatte, wollte er auch für ihre Vergnügungen sorgen. Nun kannte aber der große Mann die deutsche Dichtkunst gar nicht. Von dem Dichter Ramler sagt er: Man nennt ihn Deutschlands Horaz; es thut mir leid, daß ich ihn nicht verstehe. Er verachtete die deutsche Dichtkunst, und das ist kein Wunder, wenn man den traurigen Zustand bedenkt, worin sie der geschmacklose Gottsched, während des siebenjährigen Krieges versetzt hatte. Konnte man es ihm verdenken, daß er den französischen Parnaß vorzog, mit dessen Meisterwerken er innig vertraut war, und auf welchem seine Hand, die den Plan so vieler Schlachten entworfen hatte, selbst Lorbeeren zu brechen nicht für unanständig hielt. Als aufgeklärter Bewunderer eines Racine und Metastasio,

erbaute er ihnen Tempel, und überließ den deutſchen Muſen, ihre Pfeife und Trommel anzubringen, ſo gut ſie es vermogten.

Wenn das deutſche Theater den Berlinern keine Ehre macht, ſo iſt das immer nicht die Schuld des Direktors. Herr Döbbelin thut ſein Möglichſtes, es intereſſant zu machen. Aber was vermag ſein Eifer gegen Nebenbuhler, die eines ſo mächtigen Schutzes genießen! Niemand unterſtützt ihn. Militärperſonen abonniren ſich nicht. Er hat viel Schauſpieler, ja wohl gar zu viel. Hätte Herr Döbbelin im Kriege gedient, ſo würde er wiſſen, daß Muth beſſer iſt, als Menge. Spottvögel ſagen ſogar, daß er ſie um die Rollen loſen läßt. Und ich habe würklich eine Vorſtellung des mit allem Rechte original benannten Trauerſpiels, Johann von Schwaben, beygewohnt, wo der Schauſpieler, der den Kaiſer Albrecht machte, ein unbärtiger leichtfüßiger Jüngling, mit funkelnden Augen war, und die Rolle ſeines Neffen, des Prinzen Johann, von einem grauköpfigten Alten gemacht ward. Der Biſchof von Baſel ſah aus, wie ein Muſketierer von der Gar-

de. Kurz, jede Rolle war widersinnig besezt. Uebrigens fehlt es Herrn Döbbelin nicht an genauer Beobachtung des Kostums. Sein Schauspiel hat sogar Pomp; aber alles nur im Kleinen.

Ich muste seufzen, als ich im Antonius und Cleopatra diesen berühmten Triumvir unter einem vier Fuß breiten Zelte eingedrückt sahe, wie er sich anschickte zur Eroberung der Welt zu marschiren, mit sechs Römern, die dicht an einander geklemmt im Hintergrunde der Bühne kaum stehn konnten. Doch das ist noch nicht alles. Herr Döbbelin giebt sich auch mit großen pantomimischen Ballets ab. Man findet zwar darin weder interessante Erfindung noch passende Harmonie, aber desto mehr künstliche und übertriebene Stellungen, ungeschickte Bewegung der Arme, gefährliche Sprünge, wobey die Zuschauer im zweiten Range Logen das Knie der Tänzerin zu sehn bekommen, und worüber alles Bravo! ruft.

Du siehst voraus, Freund! daß die Schauspiele nicht hinlänglichen Stoff zu unserm Briefwechsel geben werden; aber die Gesellschaften, in

die ich ſchon verflochten bin, werden den Mangel erſetzen, ich vermuthe ſogar, daß ſie mir zu mehr als einer pikanten Anekdote verhelfen werden.

Daß das Schauſpiel der erſte Gegenſtand der Neugier eines reiſenden Franzoſen iſt, beweiſe ich dadurch, daß ich es zum Inhalte meines erſten Briefes mache. Wunderſt Du Dich denn nicht mit mir, daß die Berliner ſo wenig Vorliebe für das Theater beweiſen! Man ſchreibt dieſe Gleichgültigkeit ihrer großen Arbeitſamkeit zu, und daß die wenigen Müßiggänger, die hier leben, nicht viel Geld zu verzehren haben. Vielleicht könnte man, mit mehrerem Rechte, die Schuld auf das deutſche Schauſpiel ſelbſt ſchieben, welches noch in der Kindheit iſt, und weder Einheit noch Wahrſcheinlichkeit hat. Man muß zu Ueberſetzungen franzöſiſcher Stücke ſeine Zuflucht nehmen, die, in einer andern Sprache, und beſonders vor Leuten von andern Sitten, viel von ihrem Verdienſt verlieren müſſen. Auguſt von Kotzebue ſcheint mir der einzige Schriftſteller zu ſeyn, dem das Nationaltheater wahre Fortſchritte zu danken hat. Noch ſind die Thränen der Pariſer nicht getrocknet,

die ſie bey ſeinem Schauſpiele „Menſchenhaß und Reue vergeſſen, und er hat deren mehrere gemacht, die, mit ſehr wenigen Abänderungen, überall gefallen müſſen, wo es empfindende Seelen giebt. Du würdeſt kaum glauben, daß dieſes Stück in Europa geſchrieben wäre. Es tritt darin ein Original von einem Menſchen auf, der mit einem unermeßlichen Reichthum aus Indien zurückkommt, allen ſeinen Schweſtern nach der Reihe Heirathsanträge macht, und endlich eine Magd heyrathet, die man weggejagt hat, weil ſie, außer der Ehe Mutter geworden iſt. Dieß Stück iſt, wie alle Stücke von dieſem Verfaſſer, mit vielem Geiſte geſchrieben. Auch habe ich eben ſeinen wohlthätigen Jakobinerklubb geleſen, wo ſich unter der Hofmann als der Philoſoph zeigt, aber worin man die ächte vis comica findet. *)

*) Dies ganze Urtheil des Franzoſen iſt ein auffallender Anachronism da bekanntlich, ſeit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. der deutſchen Bühne das auf dem Gensdarmes gelegene ehemalige franzöſiſche Schauſpielhaus eingeräumt

Kurz, das Beyspiel beweist hier, gegen die allgemein angenommene Meinung, daß die Polizey einer großen Stadt ohne Schauspiel bestehn kann.

Unter allen deutschen Städten hat Berlin, in Verhältniß mit seiner Wichtigkeit und Volksmenge, die wenigsten Schauspiele, und doch ist die Polizey hier eine der besten. Verbrechen sind hier selten, und Sicherheit der Personen und des Eigenthums ist vollkommen. Nach dem, was ich in Ungarn gesehen habe, muß ich mich darüber wundern. In Preßburg, wo ich mich einige Zeit aufgehalten, sind fast alle Häuser Edelhöfe, die, nach den Landesgesetzen Asyle sind, wo alle Meuchelmörder den Gesetzen trotzen können; und wenn man auch nicht in Anschlag bringt, daß die Edel-

wurde, und der jetzige König Friedrich Wilhelm III. ein großes, obgleich leider ganz geschmackloses Schauspielhaus hat erbauen lassen. Zu der Zeit als Friedrich der Zweyte regierte, existirte noch kein August von Kotzebue als dramatischer Schriftsteller, aber ein Franzose nimmt es nicht so genau.

Anmerk. d. Uebers.

leute dieſes barbariſche Recht zur Befriedigung ihrer Privatrache mißbrauchen, ſo iſt doch bekannt, daß Meuchelmörder ſich immer um ein Aſyl häufen, wie die Prozeſſe um einen Gerichtshof, und das Elend um ein Hospital.

Zweites Kapitel.

Sitten. Eheſcheidungsgeſetz.

Der Berliner iſt nicht ſehr abergläubiſch. Um Religion bekümmert er ſich am Wenigſten. Er opfert nur der Liebe, und zwar jener Art von Liebe, die Voltaire in ſeiner Pucelle beſchrieben und beſungen hat:

Les autres traits sont un feu dévorant,
Dont le coup part et brûle au même instant;
Dans les cinq sens il porte le ravage,
Un rouge vif allume le visage;
D'un nouvel être on se croit animé,
D'un nouveau sang le corps est enflammé,
On n'entend rien, le regard etincelle;

L'eau sur, le feu bouillonnant à grand bruit,
Qui sur ses bords s'élève, échappe et fuit,
N'est qu'une image imparfaite, infidelle
De ces desirs dont l'excès vous poursuit.

Zu Deutsch:

Die andern Pfeile sind ein verzehrend Feuer, das in dem nemlichen Augenblick vom Bogen fliegt und brennt; es setzt alle Sinnen in Aufruhr; ein brennend Roth entzündet das Gesicht. Man glaubt sich von einem neuen Wesen beseelt. Ein neues Blut strömt brennend durch den Körper. Man hört nichts, die Augen funkeln, und siedendes Wasser, das brausend im Gefäße wallt, bis an den Rand steigt, überfließt und davon fliehet, ist nur ein unvollkommenes, undichtes Bild der Begierden, die uns gränzenlos verfolgen.

Hier lebt man ganz nach der Sittenlehre des Epikur, und der Grundsatz der Berliner ist, den Becher der Wollust in langen Zügen zu leeren. Das Bild des Vergnügens ist für sie der goldne Apfel der Hesperiden, der einzige beständige Gegenstand ihres Andenkens, ihrer Spekulationen

und ihrer Unterhaltungen. Die Naturforscher haben es noch nicht erklären können, wie das Feuer eines Haufens Holz nahe bey einem Berge bestehn könne, ohne in Unordnung zu gerathen; es ist aber eben so schwer zu begreifen, wie die verzärtelteste Weichlichkeit in einer und eben derselben Seele, neben dem entscheidensten Heldenmuthe bestehn könne, ohne daß so heftige Gegensätze einander schaden.

Du kannst daraus getrost schließen, daß die Sitten hier eben so verderbt sind, als in den andern großen europäischen Städten. Die Gesetzgebung trägt zu ihrer Aufrechthaltung wenig bey, oder überläßt sie vielmehr sich selber. Die Ehescheidung, die in Rom so lange Zeit die Keuschheit erhielt, thut hier ganz entgegengesetzte Wirkung. Dieses gefährliche und gewaltsame Mittel, welches unter der Aufsicht der Gesetze bleiben muß, wie die Arzneykunde gewisse Gifte verwahrt, ist, wenn ich so sagen darf, das gewöhnliche Getränk des berlinschen Volks. Die Weiber circuliren hier und gehn von Hand in Hand wie ein Stück Geld; so daß ein Sittenbeobachter gesagt hat, daß

Berlin nach einigen Jahren von lauter unächten Kindern bewohnt seyn würde.

Dies ist der Gedanke, den Beaumarchais so glücklich ausgedrückt hat:

D'une femme de province,
A qui les devoirs sont chers,
Le succès est assez mince,
Vive la femme aux grands airs,
Semblable à l'écu du prince,
Sous le coin de son époux,
Elle sert au bien de tous.

Zu Deutsch:

Eine Frau, aus der Provinz, die ihre Pflichten liebt, wird sich nie eines sonderlichen Erfolges rühmen können. Es lebe dagegen die Dame von großem Ton, die gleicht der Münze des Landesherrn, und erfreut, unter dem Stempel ihres Gatten, einen jeden, dem sie in die Hände fällt.

Die Gesetzgebung über Ehestand und Scheidung geht das Glück der Gesellschaft zu nahe an, als daß Du nicht neugierig seyn solltest, sie kennen zu lernen.

Die einzige Strafe einer Ehebrecherin ist, daß ihr die Sorge für die Frucht eines Verbrechens, wenn man nicht mehr glaubt, überlassen bleibt. Sie kann sich sogar auch davon losmachen, und das Kind dem Könige schenken, der der Pflegevater dieser verlassenen Waise wird. Die rechtmäßigen Kinder muß immer der Mann ernähren.

In der Regel behält, bey der Ehescheidung jeder Theil sein Eingebrachtes. Wenn aber der beleidigte Gatte sich durch die Scheidung nicht für befriedigt hält, und wenn er beweisen kann, daß die Ehebrecherin wenigstens um ein Drittel reicher ist, als er, so kann er sich sein Recht vorbehalten. Ist der Mann der schuldige Theil, so bezahlt er die Hälfte seines Vermögens. Ist es die Frau, so verliert sie ihre Mitgabe. Sind aber Kinder da, so fällt ihnen diese Entschädigung zu. Die mehreste Zeit wird diese Entschädigung in ein Jahrgehalt verwandelt, und es ist gar nichts ungewöhnliches, daß der Herr Präsident, wegen Ehebruchs, der Frau Präsidentin eine Pension bezahlt, und die Frau Räthin begnadet, die um gleicher Ursach willen, dem Herrn Rath ein Jahrgeld bezahlen muß, und umgekehrt.

Das

Das Schönſte dabey iſt, daß von dem Augenblicke an, da die Scheidungsſentenz gefällt iſt, aller Haß und aller Groll zwiſchen beiden Theilen aufhört. Sie ſehn ſich in Geſellſchaften und man ſollte ſie für die beſten Freunde von der Welt halten.

Madam K** hatte vor zwey Jahren einen liebenswürdigen jungen Mann geheyrathet, und lebte mit ihm in vollkommener Einigkeit. Einem alten Offizier fällt es ein, ihr einige Höflichkeiten zu ſagen, und auf einmahl erwacht bey ihr die Luſt, Frau Oberſtinn zu werden. Sie läßt ſich alſo von dem Manne ſcheiden, den ſie ſo ſehr geliebt hat, ohne eine andere Urſache angeben zu können, als daß er ihr nicht mehr gefällt, und daß ſie den Oberſten heyrathen will. Allein ſie hatte die Rechnung ohne Wirth gemacht. Der Oberſt hatte gar keine Luſt, ſie zur Frau Oberſtinn zu machen. Die arme Verlaſſene! Wem wird ſie nun angehören? ... Allen beiden. Geſtern war ſie in Charlottenburg mit dem Herrn Oberſten; heut iſt ſie im Thiergarten mit ihren geweſenen Ehegemahl.

Nach einer königlichen Deklaration vom 27ten September 1751 heißt es: „Anſtatt der Schei„dung ſolcher Ehegatten, die in Hauptfeindſchaft „leben, wenn ſolches allgemein bekannt iſt, Hin„derniſſe entgegen zu ſetzen, ſoll vielmehr, weil „die Folgen davon doch immer wenigſtens einen „derſelben auf immer unglücklich machen, ſogleich „auf die Scheidung erkannt werden, ſobald nur „jene Feindſchaft hinlänglich erwieſen iſt.“

Hiernach darf alſo der Mann, wenn er ſeine Frau überdrüßig iſt, dieſelbe nur etwa vierzehn Tage lang mishandeln, und dieſe Thatſachen durch Zeugen beſtätigen laſſen, ſo hat er volles Recht zur Scheidung. Eine nachfolgende Verordnung vom 29ten December des gedachten Jahres hat zwar dem Misbrauche dieſes Geſetzes vorbeugen wollen, und beſtimmt dem ſchuldigen Theile eine Strafe, wie ich oben erzählt habe. Aber die Wirkung dieſer Verordnung iſt durch eine noch neuere vom 31ten Oktober 1758 wieder gänzlich vereitelt, vermöge welcher geſchiedenen Eheleuten erlaubt wird, ſich einander wieder zu verrathen ſelbſt vier und zwanzig Stunden nach Trennung ihrer erſten Ehe.

Auf dieſe Weiſe iſt die Scheidung nie unwiderruflich, und es bedarf nur einer eigenſinnigen Grille, um zur Scheidung zu ſchreiten, die im Falle der Reue ſo bald wieder gut zu machen iſt.

Am Tage nach der Scheidung kann der Mann ſich gleich wieder verheyrathen, mit wem er will. Die Frau darf ſich dieſes Rechts aber erſt nach ſieben Monathen bedienen, damit, wenn ſie in dieſem Zeitraume niederkommen ſollte, der Richter wiſſen möge, wem er die Sorge für das Kind zuerkennen ſoll. Der Zeitraum dieſes Aufſchubes iſt, nach Ausſage der Berliner, in Gemäßheit eines der Aphorismen des Hippokrates, angenommen, nach welchem eine Frau zuweilen im ſiebenten Monath ein geſundes Kind zur Welt bringt. Ich will kein Mistrauen in den Hippokrates ſetzen, Gott behüte! aber befremdend iſt es doch, daß man ein Geſetz lieber auf eine ſeltene Abweichung der Natur, als auf den gewöhnlichen Lauf der Dinge, hat gründen wollen.

Die römiſchen Geſetze forderten keine Angabe der Urſachen zur Eheſcheidung. „Der Grund davon iſt, ſagte Montesquieu, daß nur für das

„Verstoßen der Frau Ursachen angegeben werden „müssen, nicht aber für die Scheidung, weil da, „wo das Gesetz Ursachen zur Trennung der Ehe „versetzt, die wechselseitige Unverträglichkeit die „stärkste von allen ist. —

Wenn sich aber die römischen Damen ein Gesetz gefallen ließen, das ihnen erlaubte, alle acht Tage ihre Männer zu wechseln, so glaubt' ich, daß unsere Damen, die ohne das Gesetz zu fragen, alle Tage wechseln, sich nicht nach jenem Gesetze drängen würden. Ich glaubte sogar, daß diese unbestimmte Freyheit ein treffliches Mittel seyn würde, sie getreu zu machen, weil ich voraussetzte, daß ihre Unbeständigkeit bloß darum für sie so reizend sey, weil es verbotene Frucht ist. .... Aber die Erfahrung hat mich eines andern belehrt.

Die Berliner Prediger sind zu klug, um gegen den Mißbrauch der Ehescheidungen zu eifern. Dergleichen Predigten würden ihre Opferschüsseln nicht füllen. Ihr gefälliges Stillschweigen ist mir lieber, als die heiligen Entscheidungen der Kirchenversammlungen über die Untrennbarkeit der Ehen. Verfolgungssüchtige Religion! Nach Deinem Aus-

ſpruche waren zwey Ehegatten verurtheilt, ſich bis zum Tode zu haſſen, und hatten keine andere Wahl, als Verbrechen, oder Verzweiflung. Du ſchwiegſt und verließeſt ſie am Rande des Abgrunds. Wollten ſie entfliehen, ſo rollten die Donner der Kirche über ihren Häuptern, weil die Prieſter, dieſe Heuchler und Verbrecher, von der ehelichen Uneinigkeit Nutzen zogen.

Aber rechnen Sie denn Sitten und Religion für nichts? fragte mich ein guter öſtreichſcher Katholik, mit dem ich mich über dieſen Gegenſtand unterhielt. — Und rechnen Sie für nichts, antwortete ich, die Abtreibungen und die Morde der Kinder in den Ländern, wo das Band der Ehe unauflöslich iſt? In Wien zum Beyſpiel? Haben Sie nicht das benachbarte Polen, das ſich dem Pabſt unterwirft, und doch die Eheſcheidung zuläßt? Halten Sie die Scheidung für ſündlicher als den Ehebruch? — Aber, mein Herr! die Religion und die guten Sitten! ohne dieſe iſt kein Glück im Lande. — Aber, mein Herr! die Bevölkerung! die Bevölkerung! das iſt der wahre Maaßſtab von der Glückſeligkeit eines Landes,

und der Weisheit seiner Regierung; und sie wissen so gut als ich, daß diese in Berlin mit jedem Jahre zunimmt.

Alle diese Rechte kommen nicht in Betrachtung bey dem Gefühl, zu welchem uns Verderbtheit, Liebe, Thorheit, Irrthum und Laster hinreißen. Wir folgen blindlings dem Antriebe des Vergnügens; aber wir sind darum um nichts besser. Unter gesitteten Völkern ist zu weit getriebene Tugend ein Fehler, so wie übertriebenes Vergnügen Schwachheit ist.

Drittes Kapitel.

Preußischer Adel Galanterie der Offiziere.

Wenn man sich hier häufiger als anderswo der Ehescheidung bedient, so darfst Du deshalb nicht glauben, daß man die kleinen Uebereinkünfte mißkennt, die in Paris so sehr Mode sind, diese glücklichen Erfindungen, um die Langeweile des Ehestandes zu versüßen. Man wird nicht leicht blindere Männer und gefälligere Weiber finden, als hier. Wenn zwey Personen sich zu heyrathen wünschen, so spielen sie etliche Tage die Rolle empfindsamer Verliebten; bald aber werfen beide die Larve weg. . . . Und warum sollte sich wohl Ernst länger verstellen? Es war ja nicht die Person der Sara, die ihn verliebt machte, sondern ihr grosses Vermögen; das hat er ja nun. Glaubst Du etwa, daß Sara ihn vielleicht mehr liebt? O nein! Sie betrachtete den Ehestand bloß als einen beque-

men Mantel, womit sie ihre Intriguen bedecken könnte. Wenn sie sich zu einiger Treue gegen ihren Gemahl verpflichtet gehalten hat, so war das nur bis zum Tag nach der Hochzeit.

Was der hiesigen Galanterie eine ihr ganz eigenthümliche Wendung giebt, ist das Militär. Alle Deutsche sind darüber einig, daß jeder preussische Krieger im Felde und im Bette ein Alcibiades ist. Nun steht in Berlin für beständig eine Besatzung von fünf und zwanzig tausend Mann, urtheile also, ob der arme Hymen dabey gut fährt. Die Obergewalt, die diese Menschen über das schöne Geschlecht erworben haben, ist unbeschreiblich. Zärtliche Blicke, schmachtende Seufzer, süße Gunstbezeigungen, romantische Gefühle, alles ist für sie allein.

Der Adel ist im Besitz fast aller Ehrenstellen in der Armee. Er steht in hoher Achtung, besitzt aber, außer seinen Ehrentiteln, selten andere Reichthümer. Diesem Mangel hilft der Bürgerstand ab. Ein Offizier kann überall hinkommen, ohne eingeladen zu seyn, selbst wenn man ihn nicht kennt. Es giebt kein Gastmahl, kein Concert,

keine Luſtpartie, wo man ihn nicht mit offnen Armen annimmt. Auch muß man dem preußiſchen Adel zum Ruhme nachſagen, daß er weit weniger Ahnenſtolz hat, und weniger auf Stammbaumsetikette hält, als im übrigen Deutſchland, und beſonders in Wien. Ich habe eine öſtreichſche Baroneſſe gekannt, die ſechszehn Pferde, ſechszehn Bediente, ſechszehn Liebhaber hatte, ſechszehn Stockprügel demjenigen von ihnen geben ließ, der, wenn an ihm der Dienſt war, ihr nicht ſechszehn Opfer in einer Nacht brachte, und das alles ihren ſechszehn Ahnen zu Ehren.

Iſt der Wiener Adel gut? fragte einmal in meiner Gegenwart der Herr von M .... einen öſtreichſchen Offizier. — Es iſt der beſte in Deutſchland. — Im letzten Kriege wollte mich die Frau Präſidentin L ** bereden, eine Reiſe nach Wien zu machen. Sie verſicherte mir, daß, ſobald ich mich vorſtellen ließ, ein jeder eilen würde, mir ein Feſt zu geben. — Da zweifte ich daran; und jene Dame kannte wohl den Wiener Adel nicht recht. Er iſt zu reich und zu ſtolz, ſich zu einem ſimpeln Edelmann herabzulaſſen. — Wie ſo? —

bloße Ritter läßt er in seinen Gesellschaften gar nicht zu. Wenn dies auch nicht gerade aus Verachtung geschieht, so geschieht es wenigstens, weil man vorher so sehr vielen großen Herren die Aufwartung machen muß. — Aber als preußischer Offizier? — Auch als solcher würden Sie eben so wenig bey unsern Großen zur Tafel gezogen werden, als ein östreichischer Offizier. — Was das für ein Stolz ist! — Nein, Stolz ist es nicht, sondern bloß der Begriff, den man in Wien mit dem Wort Adel verbindet. Ein großer Herr dort, hält sich eben so sehr über einen Edelmann erhaben, als Sie hier über den Bürger. — Das ist ja sehr lächerlich. Wenn dort ein Großer eine Fete giebt, so läßt er die Garnison nicht dazu einladen? — Er ladet seine Freunde ein, das heißt seines Gleichen. — Ich also, ich bestallter Lieutenant in königlich preußischen Diensten, würde nicht zur Tafel gezogen bey dem Fürsten Kaunitz? — Ganz gewiß nicht. — So mag ich nicht nach Wien reisen.

Wenn ein subaltern Offizier Erlaubniß zum Heyrathen haben will: So muß seine Braut we-

nigstens funfzehn tausend Thaler im Vermögen haben. Solcher Partheien giebts nicht viele, und derer die darnach streben, ist eine große Menge. Ehe man zu diesem Nektarbrunnen gelangt, muß der müde Wanderer wohl unterwegs hin und wieder seinen Durst stillen, und die zuvorkommenden Damen geben ihm bald Gelegenheit dazu. Man möchte sogar glauben, die Männer wären mit den Liebhabern einverstanden, um diesen den Sieg zu erleichtern; so wenig denken sie darauf ihnen Hindernisse in den Weg zu legen. Ich täuschte mich Anfangs über diese Kaltblütigkeit, die mir äußerst philosophisch schien, aber ich ward bald gewahr, daß sie diese Nachsicht gegen andere üben, um sie für sich selbst wieder fordern zu können. Ich sah nehmlich, daß diese gutmüthigen Männer ihre Geliebten, in Gegenwart ihrer Frauen liebkoseten, und diese sagten kein Wörtgen dazu. Man muß leben und leben lassen. Aber die Frau ermangelt auch nicht, das Publikum wissen zu lassen, daß sie schon im Voraus Rache geübt hat So wird jedes Wesen vom Geiste der Rachsucht geleitet.

In diesem ewigen Kriege beider Geschlechter gegen einander, leisten sich die Weiber, die ein gemeinschaftliches Interesse bindet, wechselseitigen Beystand. Es ist gar nichts seltenes, daß sie sich muthig bey Dutzenden zusammen thun, um den Akteonskranz ihrer Männer mit einem neuen Blümchen auszuschmücken, und das ganze weibliche Heer klatscht dieser Verschwörung allgemeinen Beyfall. Vor dem Kampfe zieht jede Amazone ihren Kämpfer durchs Loos. Eine weise Maaßregel, um Eifersucht zu vermeiden, wodurch der gehoffte Kreuzzug bald gestöhrt werden würde. Mir macht es viel Vergnügen, ihrem Marsche zu folgen, und ihre Angriffe und Kriegslisten zu beobachten. Diese große schwarze Augen, deren durchdringenden Blick das Feuer der Liebe in die geheimsten Falten des Herzens schleudern soll, dieses Liebäugeln, dieses verschobene Halstuch, welches zu sagen scheint: Hier ist der Ort des Angriffs, dieser wallende Busen, der eine baldige Niederlage verkündigt, und zum Zeichen dient, das man alles wagen darf, diese feine Neckereyen, berechnete Zerstreuungen, Zuckungen, wollüstiges

Dahingeben .... welcher Sterbliche, welcher Gott kann da widerſtehen? Der Feind ſtreckt das Gewehr, ſinkt zu den Füßen des Siegers, und die kleinen Liebesgötter lachen im Entfliehen über das Böſe, das ſie geſtiftet haben.... Ein ſolcher Auftritt, von Albano gemahlt, ſollte ein intereſſantes Stück in der Gallerie von Florenz abgeben.

Aber ſo vieler Liſten bedarf es ſelten, um den Feind aus ſeinen Verſchanzungen zu treiben. Die mehrſte Zeit ſehn ſich die Weiber ſelbſt angegriffen. Sie haben mit Leuten zu thun, die das Kriegshandwerk verſtehen, alle Kriegsliſten zu vereiteln wiſſen, deren erſte Bewegung gleich ein Sturm iſt, und die ihre Fahne ſchon auf dem Walle gepflanzt haben, ehe in der Stadt Lärm wird. Sie wiſſen ein Feuer anzulegen, das nicht von Dauer iſt, ſie kennen die Würkung und das baldige Ende ihrer Begierden, und die dahin reicht auch nur ihre Beſtändigkeit. Jeder Widerſtand würde ſchädliche Folgen haben; man muß kapituliren, und ſtarke Kontributionen bezahlen.... Es iſt luſtig anzuhören, wie dieſe Damen ſelbſt erzäh-

len, wie viel sie dem Herrn Hauptmann * * * oder dem Herrn Major * * * angeboten haben, um sich von der Plünderung loszukaufen.

— Eben erhalte ich ein Billet von Madam Wallner, die mich bittet, gleich zu ihr zu kommen. Sie erwartet mich mit Ungeduld.

Die Bitte einer hübschen Frau ist Befehl, und mich können Feder und Tinte nicht zurückhalten, nicht einmal das Vergnügen zu lästern oder zu denken.

Viertes Kapitel.

Reiſe nach Potsdam. Madam Wallner. Galantes Abenteuer. Arbeit will bezahlt ſeyn.

Du biſt gewiß neugierig, die Urſache einer ſo dringenden Einladung zu erfahren. Hier iſt ſie:

Herr Wallner, ein reicher Bürger, dem ich vorgeſtellt worden, muß in Geſchäften verreiſen. Seine Frau wollte ihn bis Potsdam das Geleite geben, und einige gute Freunde mitnehmen, um den Abſchied feyerlicher zu machen. Wir reiſten alſo, und fanden in Potsdam eine gedeckte Tafel, und eine Geſellſchaft, die uns erwartete. Nach den erſten gewöhnlichen Komplimenten ſetzten wir uns zu Tiſche, und es ſchien, als wenn wir nicht ſowohl die Abreiſe eines Ehemanns, als ein Feſt des Bacchus, feyerten. Herr Wallner konnte ſich nicht lange aufhalten, und empfahl ſich beym zweiten Gange. Jeder wunſchte ihm eine glückliche Reiſe. Der Abſchied von ſeiner Frau war in

der That rührend. Ihr Herz war beklommen, sie vergoß Thränen, die aus dem Herzen zu quellen schienen. Sie schien das Turteltäubgen, dem man seinen Tauber raubte. Ich ward gerührt. Glückliches Paar! sagt' ich ganz leise; eine solche Verbindung ist das Paradies auf Erden. . . . Nach Herrn Wallners Abreise schien seine Frau über eine Stunde lang in Traurigkeit versunken. Seit meiner Ankunft in Berlin war mir nichts Aehnliches vorgekommen, und ich faßte für diese getreue Gattin eine mit Bewundrung und Empfindung gemischte Ehrfurcht.

Auf das Mittagsmahl folgte ein herrliches Concert. Unsere Sinnen waren gerade in der günstigsten Stimmung, um die sanften Eindrucke der Musik ganz zu fühlen. Sey es nun die Würkung des Weins, oder der Harmonie, genug, unsere Damen schienen eben so viele Phedren oder Medeen, von allem Feuer des Liebesgottes entflammt. Sie konnten das Ende des Concerts nicht erwarten, und standen alle zugleich zum Tanzen auf.

Nun ſtieg die Wuth aufs Höchſte. Die ernſthafte Mennet hatte diesmal gar nicht die Ehre, den Ball zu eröfnen. Ein fliegender Walzer nahm mit dem erſten Bogenſtriche ſeinen Anfang, und betäubte vollends das Reſtgen Vernunft, das uns übrig geblieben war; es war der Tanz der Freude.. Wie viel geraubte Küſſe! Welche feurige Blicke! Welches wollüſtige Preſſen! alle Schleyer waren zerriſſen; jede Schönheit unverhüllt. Augen, Hand und Mund ſchienen im Wettſtreite verwickelt, wer von allen die meiſten Reize verſchlingen würde.

Mitten in dieſem Taumel vermiſſe ich Madam Wallner. Eine ſo ausſchweifende Freude ſcheint ihre Traurigkeit beleidigt zu haben. Im Saale iſt ſie nicht. Gewiß hat ſie die Einſamkeit geſucht, um ihren Thränen freyen Lauf zu laſſen. Sie intereſſirt mich. Ich will lieber mit ihr trauren, als an dieſer rauſchenden Luſtbarkeit Theil nehmen.

Vergebens ſuch ich ſie im Vorſaale und in den nächſten Zimmern. Ich komme zurück. Ich bin bekümmert, ſag ich zu meiner Nachbarin, um Madam Wallner; ſollte ſie ſich nicht wohl befinden? — Nicht wohl? verſetzt ſie mit einem lau-

ten Gelächter, sehn sie denn den Herrn Hauptmann für einen Arzt an? — Wie so? — In einer Viertelstunde werden Sie sie frisch und gesund zurück kommen sehn, das können Sie glauben. Ist es Ihnen gefällig, unterdessen einen kleinen Spaziergang zu machen? — Recht gern.

Da sind wir also im Garten. Wir verirren uns in einem kleinen Labyrinthe von Myrthen und Rosen, das durch die angenehme Kühle des Abends, durch das Rauschen eines Wasserfalls, und durch den Liebesgesang einer Grasmücke, für meine Philosophie äußerst gefährlich ward. Wir fingen schon an die Würkungen einer süßen Sympathie zu fühlen, und von den Schönheiten der Natur hingerissen zu werden, als verschiedene Stimmen, die aus einer dunklen Grotte kamen, unsre Aufmerksamkeit auf sich zogen. Wir näherten uns leise .... es waren weibliche Stimmen. — Du bist ein wahres Kind, sagte die eine, Dein Mann erfährt es ja nicht. — Ach! liebe Mutter! wenn Sie wüßten, wie eifersüchtig er ist. — Mag er doch seyn! er kann doch höchstens nur argwöhnen; kann er Dich denn überführen? Ich spiele

Deinem Vater viel ärgere Streiche. — Sie haben ganz recht, ſagte eine rauhe Stimme, die Liebe kennt keine Vorurtheile, das Vergnügen keine Schamhaftigkeit, und jedes Vergnügen iſt ja Schwachheit. Unter dem Schilde des Geheimniſſes iſt Schamhaftigkeit ein Fehler. Die Aengſtlichkeiten Ihrer Frau Tochter ſind hier ganz am unrechten Orte. — Das predige ich ihr alle Tage vor; aber Geduld! ſie wird ſich noch wohl bilden.

Hierauf folgte ein Stillſchweigen von mehreren Minuten, mit einigem Geräuſch, halben Seufzern. . . .

— Auf Ehre! Madam, ſagte eine Mannsſtimme, ein ſo entzückendes Vergnügen hab ich in meinem Leben nicht genoſſen. — Sie ſchmeicheln, ſagte die Mutter. — Nein! auf meine Ehre! — Das freut mich. — Madam! Sie vergeſſen Ihre Uhr. — Sie kann in keinen beſſern Händen ſeyn; thun Sie mir den Gefallen, ſie zu behalten. — Sie überhäufen mich. . . — Verſchonen Sie mich mit der Kränkung einer abſchlägigen Antwort. — Wenn Sie es denn durchaus ſo wollen. . . . — Liebe Tochter! Du mußt dem Herrn Eldad auch

ein Zeichen Deines Andenkens zurücklaſſen. Haſt Du Deinen Ring? — Nein, Mama! — Unbedachtſame!... Da, Herr Eldad! haben Sie eine Rolle von fünf und zwanzig Dukaten, die mir mein Mann zurückließ, um unſern Schlächter zu bezahlen; der Kerl hat ſchon Jahr und Tag gewartet, er kann wohl noch einige Monathe warten. — Sie beſchämen mich mit Ihrer Gütigkeit, erwiederte eine zweyte Mannsſtimme. — Sie haben nicht zu danken, jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth...

Wir hörten, daß ſie die Grotte verlaſſen wollten, und drückten uns hinter einen Buſch, um die Helden dieſes Abentheuers kennen zu lernen. Wirſt Du es glauben? Es war Madam Wallner und ihre Tochter, mit zwey Offizieren. Wir folgten ihnen durch einen kleinen Umweg, und eilten zur Geſellſchaft. Aber mein Erſtaunen kann ich Dir nicht beſchreiben. Ich war beſchämt und beſtürzt. Ich zweifle beynahe an dem was ich gehört, und ſo eben ſelbſt geſehn hatte. Meine Begleiterin aber, weit entfernt darüber unwillig zu ſcheinen, lächelte boshaft über dieſen Auftritt und über meine Verlegenheit.

Man tanzte bis gegen Morgen. Auf einmal stößt Madam Wallner einen Schrey aus, der die ganze Gesellschaft um sie herum versammelt. — Mein Gott! sagt sie, ich vermisse meine Uhr; die hab' ich gewiß im Garten verloren. — Suchen Sie nur recht in ihren Taschen, sagt die Tochter . . .; sie sucht und erschrickt. — Was ist Ihnen? — Ach! ich vermisse auch eine Rolle von fünf und zwanzig Dukaten; die muß ich mit dem Schnupftuche ausgezogen haben. Ich bitte, helfen Sie mir sie wiederfinden, ich wäre ja unglücklich, Herr Wallner würde es mir nicht verzeyhen.

Der Herr des Hauses war, bey diesem Auftritte, wie Du wohl denken kannst, sehr betreten. Er ließ Fackeln anzünden, und seßte sich selbst an die Spitze seiner Leute, und des größten Theils der Gäste, um den Garten und das Haus auf das genaueste zu durchsuchen. . . Man fand nichts. Man bedauerte sehr Madam Wallner, hatte die Domestiken in Verdacht, und fing wieder an zu tanzen.

Nach drey durchschwärmten Tagen ging man auseinander. Wie freue ich mich, wieder zu mir

ſelbſt zu kommen! Ich bin gewiß kein Quaker, ſondern liebe das Vergnügen, und überlaſſe mich demſelben, wie ein anderer; aber dieſe Portion war doch etwas ſtark.

Fünftes Kapitel.

Mönchsgalanterie. Spaziergang im Thiergarten. Madam Walberg. Madam Florbach. Herr Hermann.

Du bemerkſt ganz recht, daß dergleichen Unordnungen durch ganz Europa beynahe die nehmlichen ſind, aber zwey beſondere Urſachen machen, daß die Ausgelaſſenheit der Sitten hier mehr ins Auge fällt. Erſtlich die militäriſche Regierungsverfaſſung, deren Stützen größtentheils gezwungen ſind, ehelos zu bleiben, und alſo ſelbſt eine Lebensart und Meinungen in Umlauf bringen, wodurch die einzigen Vergnügungen begünſtigt werden, deren ſie genießen dürfen. Zweitens, der geringe Einfluß, den die hieſigen Geiſtlichen

haben, Leute, die gewöhnlich äußerſt gewandt ſind, allen böſen Schein zu vermeiden.

Der Soldat in Garniſon weiß in allen Ländern ſich ſelten mit andern Dingen zu beſchäftigen, als mit der Galanterie, aber er findet oft gefährliche Nebenbuhler in dem Schwarme heuchleriſcher Mönche, die ſich nicht damit begnügen, auf der Kanzel gegen Ausſchweifungen zu eifern, die ſie ſelbſt insgeheim aufs hitzigſte treiben, ſondern ſie dringen auch ins Innerſte der Familien, ſetzen dort ihre Herrſchaft veſt, und entfernen davon alles, was ihnen Verdacht erregt. Da bedarf alſo der Offizier des ſtrengſten Geheimniſſes, und muß zu der Liſt eines Frontin ſeine Zuflucht nehmen. Es iſt ein ſehr beluſtigendes Schauſpiel, dieſem Kampfe der tonſurirten Scharlatans gegen die geharniſchten zuzuſehen, wovon die einen von der vollen Gnade von oben herab erleuchtet ſind, oder zu ſeyn vorgeben, und die andern nach weiter nichts, als nach den Sinnlichkeiten hienieden ſtreben. Nur ſelten lenkt ſich der Sieg auf die Seite des Degens.

Alle dieſe Prieſter, die ſchwarzen, die grauen und die weißen, werden von einem ganzen Heere moraliſcher Schriftſteller kräftigſt unterſtützt, und ein Offizier würde in einem Hauſe, wo ein hübſches Mädchen unter der Gewiſſensleitung des ehrwürdigen Paters Guardian ſteht, ſehr übel aufgenommen werden. Zuweilen hab ich aber doch auch erlebt, daß ein kleiner Sekondelieutenant ganz allein gegen die Hälfte eines ganzen Kloſters gekämpft, und dieſe Schnüffler mit Schimpf und Schande in ihren Zellen getrieben hat. Das Kriegsglück iſt veränderlich. *)

Ich komme wieder auf die Berliner Damen. Sie gleichen bey Weitem nicht alle der Madam Wallner. Man findet hier noch ſehr achtungswürdige Hausmütter, keuſche und zärtliche Gattinnen, und Töchter, die mit ihrer liebenswürdigen Schamhaftigkeit allen Klöſtern als Beyſpiel vor-

*) Eine merkwürdige Unwiſſenheit des franzöſiſchen Schriftſtellers, da oft Jahre vergehn, ehe ſich in Berlin ein fremder Mönch zeigt, und dort gar keine Klöſter ſind.

Anmerk. d. Ueberſ.

leuchten könnten, nur Schade, daß solche Beyspiele in einem verderbten und verderbenden Jahrhunderte ohne Nutzen sind. Gesegnet mögen sie indessen seyn, unter allen Völkern! möge der heilige Geist sie in dieser Reinheit bewahren, und alle Verbrecher vor ihren Augen zu Schanden werden.

Nachdem ich so dem Verdienste habe Gerechtigkeit wiederfahren lassen, geh ich zu den neuen Auftritten über, wovon ich, seit meinem lezten Briefe, Augenzeuge gewesen bin.

Ich ging gestern in ziemlich zahlreicher Gesellschaft in den Thiergarten. Das Wetter war herrlich und der Zusammenfluß von Menschen erstaunlich. Dieser Lustwald, der beynahe eine deutsche Meile im Umfange hat, ist allerliebst durch die Mannichfaltigkeit seiner Gebüsche, seiner Alleen, seiner Irrgänge, und seiner Kanäle, die ihr Wasser von der Spree empfangen. Hier kann man Berlin in seinem vollen Glanze sehn. Hier versammeln sich die Gelehrten, über Litteratur zu disputiren, und die Damen, um Eroberungen zu machen. Hier kann man mit Aristoteles lust-

wandeln, oder ſich mit Eucharis im Gebüſche verirren.

Dieſer Zuſammenfluß von Menſchen würde mich indeſſen doch nicht lange beluſtigt haben, wenn Herr Windenheim, einer meiner guten Freunde, nicht ſo gefällig geweſen wäre, meine Aufmerkſamkeit auf die ausgezeichnetesten Perſonen, und auf die galanteſten Damen zu lenken, und mir von Zeit zu Zeit einige Seiten aus der ſkandalöſen Chronik von Berlin vorzuleſen. Dieſer Mann iſt ein ſehr angenehmer Schriftſteller. Ich habe ihn zu meinem Mentor gewählt, und er hat mir verſprochen, mich manches ſehn zu laſſen, was Reiſende ſonſt nicht beobachtet haben. Er iſt nicht blos ein guter Litterator, ſondern auch von äuſſerſt feinem Geſchmack, wenn es auf ein ausſchweifendes Gelag, oder auf geheime Vergnügungen ankommt. Er weiß den Nahmen, das Alter, die Wohnung und den Preis aller Luſtnymphen auswendig, und um die Verbindung dieſer beiden fremdartig ſcheinenden Studien zu rechtfertigen, behauptet er, daß man den Homer nicht be-

wundern kann, wenn man nicht vorher die Natur bewundert hat.

Zwey Damen zogen unſere Blicke auf ſich. Die eine war Madam Walberg, Mätreſſe des * * * ſchen Geſandten, der ſie ſich, wie man ſagt, zur linken Hand hat antrauen laſſen. Sie iſt eben ſo berühmt wegen ihrer Schönheit, als wegen ihrer raſchen und witzigen Antworten. Sie that einen Fehltritt beym Spazierengehn, und ein Kavallerie-Offizier, der hinter ihr ging, rief: Fuß hoch! — Spricht der Herr etwa mit ſeinem Pferde? ſagte ſie zu ihm, und richtete ſich auf. — Das eben nicht, antwortete der unhöfliche Ritter, aber mit einer Miethſtute, die jedermann beſteigen kann. — Gottlob denn! daß Sie ſie noch nicht beſtiegen haben, erwiederte ſie, denn es giebt ſchon Mauleſel genug.

Einer andern Dame antwortete ſie mit eben ſo viel Gegenwart des Geiſtes. Die Gräfin von * * * war in den Thiergarten gekommen, um mit einer Mode zu glänzen, die ſie aus Paris bekommen hatte. Madam Walberg hatte ſie auch. Die Eitelkeit der Gräfin war dadurch aufs Höch-

ſie gekränkt. Endlich konnte ſie ihren Unwillen nicht länger zurückhalten, und ſagte im Vorbeygehn zu ihrer Nebenbuhlerin: Seit wenn affen denn ſolche Menſcher den Damen von Stande nach? — Madam Walberg bleibt ganz kaltblütig ſtehn, nimmt die Gräfin bey der Hand, und ſagt: Ich ſehe, Madam, daß wir uns beyde geirrt haben; Sie halten mich für eine Luſtdirne, und ich, ich hielt ſie für eine artige Dame.

Jene groſſe Frau mit den muntern Augen, und dem roſigten Munde, mit den wollüſtigen Umriſſen, ſagte mein Führer, iſt Madam Florbach. Sie hat auch ihre Geſchichtgen, und die müſſen Sie wiſſen.

Vor einigen Jahren kam ein italieniſcher Markis nach Berlin, dem das liſtige Weſen ſeiner Nation im hohen Grade eigen war. Er ſchlich ſich bey Madam Florbach ein, und beſtrickte ſie dermaßen, daß ſie alle ihre Pflichten vergaß. Ihre Verbindung dauerte drey Jahre. In dieſem Zeitraume beſchenkte ſie ihren lieben Eheherrn mit drey kleinen Markis, die der gute Mann als ſeine rechtmäßige Erben auf- und annahm. Trotz

seiner sibzig Jahre war er weit entfernt über eine so 'spate Vaterschaft Verdacht zu schöpfen. Seht! sagt er, was es heißt, sittsam gelebt zu haben. Die Jugend geht vorüber, aber die Kraft bleibt zurück. Maten Sie Sich mein Beyspiel zu nutze, lieber Markis, und schonen Sie Sich!

Plötzlich erhält; dieser einen Brief, der ihn nöthigt, nach Florenz zurückzureisen. Er läuft voll Verzweiflung zu seiner Geliebten, und eröfnet ihr, daß sein größter Kummer von etlichen tausend Thalern Schulden herrührt, die er in Berlin hat machen müssen, um ihr einige Geschenke zu bringen, und daß er nicht im Stande ist, seine Gläubiger zu befriedigen. Die dankbare Madam Florbach sinnt auf Mittel, ihren Geliebten aus dieser peinlichen Verlegenheit zu reißen, und wendet sich an ihr Kammermädchen, das immer die verschwiegene Vertraute ihrer Geheimnisse war. Luise! sagt sie, ich muß morgen einige tausend Thaler haben, ohne daß mein Mann darum weiß. Ich will also meine Juwelen versetzen, aber so, daß ich sie bald und ohne große Kosten zurücknehmen kann. Dazu bedarf ich Dei-

ner Hülfe. Nimm mein Juweelenkästgen und bring es zu dem alten Harpar, der auf Pfänder leibt, und laß Dir tausend Dukaten darauf borgen. Hundert davon sollen Dein seyn, um damit außer Landes zu reisen. Sobald du in Sicherheit bist, sprenge ich aus, daß du mir meine Juweelen gestohlen hast, und zwinge den Wucherer, sie für eine mäßige Summe wieder herauszugeben.

Hundert Dukaten für Luisens Ehre! das war Geld genug für eine beschädigte Waare. Sie nahm den Handel an. Alles ging, wie es ihre Herrschaft eingefädelt hatte. Man setzte dem Kammermädchen nach, ohne sie einzuholen. Der Herr Markis bezahlte seine Gläubiger und ging nach Italien. Harpar ward verurtheilt, die Diamanten für tausend Thaler herauszugeben, und der gute Herr Florbach hielt es für ein Glück, mit Bezahlung der tausend Thaler davon zu kommen. O tempora! o mores.

Wer ist der kleine alte Mann, fragt ich, der sich in den alten Mantel versteckt, durch den Thiergarten eilt, und allen Spazierenden aus dem Wege geht, als wenn er sich fürchtete erkannt zu werden!

Das iſt der berüchtigte Hermann, erwiederte mein Freund. Er hat beide Hände voll Käſe und Wurzeln, die er eben gekauft hat, um die Woche davon zu leben. Nach ſeinen ſchmutzigen und zerriſſenen Kleidern, nach ſeinen hohlen Augen, nach ſeiner Bleyfarbe im Geſichte, muß man ihn für einen elenden Bettler halten, indeſſen hat dieſer Mann ein Vermögen von hundert tauſend Thalern an liegenden Gründen und eine Menge baar Geld. Demungeachtet lebt er nicht ruhig, ſondern glaubt veſt, daß er im zwey und ſiebzigſten Jahre ſeines Alters Hungers ſterben wird. Seine Verwandte leben in großer Dürftigkeit, aber glauben Sie ja nicht, daß er ſie unterſtützt. Er glaubt, daß der Himmel ſeine guten Urſachen hat, dieſe Menſchen arm ſeyn zu laſſen. Er weiß wohl, daß ſie ſeinen Tod wünſchen, und darum betrachtet er ſie auch als ſeine ärgſten Feinde. Er fürchtet ſich zwar nicht vor dem Sterben, denn er hat gehört, daß man in jenem uns verheißenen Leben weder Kleider noch Nahrung bedürfen wird; aber die Begräbnißkoſten! die ſchrecken ihn, die machen ihm böſes Blut. Uebrigens liegt ihm we-

liegt daran, ob man seinen Leichnam in einem prächtigen Grabmaale beysetzt, oder ob man ihn auf den Schindanger wirft. Der wohlfeilste Platz ist ihm der liebste; denn die Erde, sagt er, ist überall heilig, sie ist das Werk Gottes. Sein Neffe, ein kluger und geschickter junger Mann, hat sich auch seinen Unwillen zugezogen, weil er sich mit einer jungen, schönen, liebenswürdigen und tugendhaften Frau, die aber kein Vermögen besitzt, verheirathet hat. In der Hofnung, ihn wieder zu besänftigen, haben sie ihn bey ihrem ersten Kinde zu Gevatter gebeten. Dies hat ihn so in Wuth gesetzt, daß er sie enterben wollte, und er hat nicht anders können beruhigt werden, als durch die schriftliche Versicherung, daß er weder Pathen- noch Wiegengeld bezahlen solle. Du kannst leicht denken, daß er niemals Wein trinkt; den fürchtet er wie ein subtiles Gift. Die schönsten Weiber finden nicht Gnade vor ihm. Wenn ihm eine begegnet, so dankt er dem Himmel, daß er ihm ein gegen alle kostspielige Vergnügungen unempfindliches Herz gegeben hat. Kleiderpracht bringt ihn so in Harnisch, daß er ein gutes Werk zu thun

glaubt,

glaubt, wenn er die jungen Leute von prächtigen Kleidern dadurch befreyt, daß er ihnen Geld auf dieſe Pfänder borgt, und ſie nicht wieder zurückgiebt. Spielen iſt ſeiner Meinung nach, die ſchrecklichſte Sünde. Alle Karten, die ihm in die Hände fallen, zerreißt er und tritt ſie mit Füßen, weil er überzeugt iſt, daß der Teufel ſich unter dieſen Bildern verbirgt, um ſeine Seele zu angeln.

Ich mußte ein Buch ſchreiben, wenn ich Dich mit allen Läſter-Anekdoten des Herrn von Windenheim bekannt machen wollte; aber für dießen Poſttag mags genug ſeyn.

Sechstes Kapitel.

Studentengalanterie. Geſchichte der Madam Wigleſ und Madam Konrad. Doktor H***.

Die Studenten ſind zwar nicht ſo dreiſt, als die Offiziere, aber doch nicht minder gefährlich für die Ehemänner. Sie wiſſen einen Lehrſatz der Liebe eben ſo gründlich zu verfechten, als einen Lehrſatz der Rechte oder der Theologie, und werfen ihre Netze nicht weiter aus, als in den Häuſern von ihrer Fakultät. Haben ſie ſich einmahl des Schutzes der Hausfrau verſichert, ſo ſind ſie gegen alle Streiche des Schickſals gedeckt, und ihr Glück iſt gemacht.

Der feurige Damis gleicht dem Liebesgotte; und immer hatten Reize und Schönheit den Vorzug.

Das iſt der Grundſatz, und hier haſt Du die Anwendung davon. Der junge Plattner kam nach Berlin, um den Studien obzuliegen. Er war groß,

wohlgewachsen, mit schwarzem Bart und breiten Schultern. Auf der Redoute sah er Madam Wiglef, diese eifrige Beschützerin der Talente, die von ihm viel Verdiensten bezaubert ward, ihn sehr günstig aufnahm, ihn ihrem Manne vorstellte, und ihm ihren Tisch anbot. Plattner merkte bald daß dem Herrn Doktor die Gegenwart seiner Frau oft lästig war, und daß er ihrem Mädchen Julchen auszeichnende Aufmerksamkeit bewies. Diese Entdeckung machte er sich zu Nutze.

Ist Julchen nicht ein allerliebstes Mädchen? fragt ihn einst Herr Wiglef. — Daran kann nur ein Blinder zweifeln. — Den ganzen Tag einen solchen Leckerbissen vor sich sehn, und ihn nicht anders berühren zu dürfen, als mit den Augen ... ich gestehe es, das geht über meine Kräfte. — Aber warum begnügen Sie Sich denn mit so trocknem Genusse? — Muß ich denn nicht? Meine Frau hütet sie ja, wie ein Argus, dessen Wachsamkeit man nicht täuschen kann. — Da giebts ja tausend Mittel dafür. — Ich zweifle. — Ich biete ihnen meine Dienste an. Sie wissen, daß Madam die Romanen leidenschaftlich liebt. Ich

nehme es über mich, ihr alle Tage so viel und so lange vorzulesen, als Sie wollen. Und ich verpflichte mich, ihre Aufmerksamkeit so vollkommen zu fesseln, daß sie nicht daran denken soll, einen Fuß aus dem Zimmer zu setzen. — Vortreflich, lieber Freund! das ist ein herrlicher Gedanke. Setzen Sie das gleich ins Werk, und rechnen Sie auf meine Erkenntlichkeit.

Unser Plattner ist also in den ehrwürdigen Posten eines Vorlesers der Frau vom Hause eingesezt, und sehr sicher, daß nie ein Ueberlästiger ihn in seinen Verrichtungen stören wird. Er brachte täglich fünf oder sechs Stunden mit ihr unter vier Augen zu, und Du kannst wohl denken, daß der Doktor diese Stunden nicht unbenuzt ließ.

Bald aber wurden unvermerkt Trios aus diesen Duos. Madam Wizlef war die erste, die ein Püppgen, schon wie der Liebesgott zur Welt brachte, daß der Doktor wohl hundertmahl kußte; denn so lange die Dame bettlägerig war, konnte sie kein Auge auf Julchen haben. Eine Frau im Wochenbette vermag alles über ihren Mann: jezt

war es also Zeit, diesen Umstand zum Besten des geschmeidigen Vorlesers zu benutzen.

— Hast Du, lieber Doktor, schon die erledigte Pfründe besetzt, die Du zu vergeben hast? — Nein, liebes Kind, noch nicht. — Ich hoffe, Du wirst sie nicht wieder einem solchen Sünder geben, wie der verstorbene war. —. Du weißt, mein Kind, daß das nicht ganz von mir abhängt. Ich schlage ja nur den Kandidaten vor. — Dein Vorschlag wird aber immer genehmigt. Das ist wahr. Die Stelle ist aber wichtig. Sie erfordert einen Mann von Verdiensten, der Eifer, Wissenschaft und innern Beruf haben muß. Bis jetzt weiß ich noch keinen, der diesem Posten gehörig vorstehn könnte. Ich habe sogar einen Freund in Königsberg deshalb um Rath gefragt. — Solltest Du das nicht näher haben können, und hier Deinen Mann finden? — Wohl möglich, aber dieses Nachforschen nimmt Zeit weg, und ich wälze die Sorge lieber auf meinen Freund, dem das Vergnügen macht. — Du hast Recht. Aber da wir einmahl von Pfründen sprechen, glaubst Du nicht, daß der junge Plattner bald zu

einer egelangen möchte? — das weis ich nicht. Der arme Teufel dauert mich von Herzen. Er ist nicht ohne Verdienst, und hat gar kein Vermögen. Wenn ich ihm nützlich seyn könnte, würd' es mich freun. — Ich glaube, er würde seinen Beförderern alle Ehre machen, und, nach seinem Vorlesen zu urtheilen, muß er große Kanzelgaben haben.

Abends beklagte Julchen sich bey dem Doktor über gewisse Uebelichkeiten, und nahm seine Vorsorge und Versprechungen in Anspruch. Der Fall war dringend. Er suchte sie zu beruhigen, und versprach, für alles zu sorgen. Er ließ also den jungen Studenten rufen, gestand ihm die ganze Geschichte, und bot ihm die Mutter, das Kind und die Pfarre an. Die Schwangerschaft des schönen Kindes war zwar zu früh eingetreten, dies benahm aber der Pfarre keinen Groschen ihrer schönen Einkünfte. Plattner nahm klüglich das Anerbieten an, ohne sich lange bitten zu lassen. Der Kauf ward desselben Abends geschlossen, und die Freude des ganzen Hauses wieder hergestellt.

In meiner Nachbarschaft hat sich so eben eine andere ähnliche Geschichte zugetragen, die

aber ein nicht so glückliches Ende genommen hat.

Der junge Philip, ein Jurist, unterrichtete die schöne Madam Konrad, in Zuchten und Ehren, und mit Einwilligung ihres Mannes, in der Philosophie. Sein Verdienst war so eindringend, seine Demonstrationen so faßlich, daß die Schülerin in kurzer Zeit so viel wußte, als ihr Lehrer. Seit langer Zeit schon hatte ihr ein Sekondelieutenant des * * *schen Regiments seine Liebe angetragen; sie war aber zu vertieft in ihre philosophische Spekulationen, um seinen Seufzern Gehör zu geben, die sie verachtete. Der Offizier entwarf aus Unwillen und Eifersucht allerhand Pläne, sich zu rächen. Anfänglich wollte er dem Manne alles entdecken; aber das hätte ihn in seinen Absichten nicht weiter gebracht, und er begnügte sich also damit, sich nur an einem der schuldigen Theile zu rächen.

Eines Abends, wo die Lektion etwas länger gedauert hatte, als gewöhnlich, ging der Student, voll Stolzes über die Talente, die er eben bewiesen hatte, nach Hause, und dachte noch über die

ausgeführten Folgesätze nach. Plötzlich fällt ein dichter Hagel von Stockschlägen auf seine Schultern. Er setzt sich zur Wehre, macht seinen Gegner nicht wenig zu schaffen, und zeigt sich, für einen Philosophen als einen ganz wackern Schläger. Aber die Wache kömmt dazu. Er wird wie ein Straßendieb verhaftet, und, ins Gefängniß gebracht. Seine Vertheidigung wird als vorübergelegter Deckmantel verworfen, und um den Prozeß abzukürzen, hängt man ihm die Patrontasche um, und giebt ihm die Muskete, kurz man macht ihn zum Soldaten und statt eines Katheders muß er das Schilderhaus betreten.

Madam Konrad dankte dem Himmel, daß der Offizier sich mit dieser Rache begnugt hatte, ohne das Publikum mit ihren philosophischen Spekulationen zu belustigen. Aus Erkenntlichkeit räumte sie ihm die Stelle des Nebenbuhlers ein, den er so geschickt aus dem Sattel gehoben hatte. Statt des Aristoteles und des Zeno, kommentirten sie nun den Vauban und den Marschall de Sare, und sie soll sich bey diesem neuen Unterrichte ganz wohl befinden.

Solltest Du auch unter meinen Anerbieten erliegen, so muß ich Dich doch, ehe ich diese Schülergeschichten verlasse, den Doktor H * * *, einen der gelehrtesten Professoren des heiligen römischen Reichs, kennen lehren. Er verabscheut die Weiber, und man hört ihn den ganzen Tag auf sie fästern. — Was sind die Weiber? sagt er. Plato betrachtet sie als unvollkommene Geschöpfe, die sich nicht zu erhabenen Tugenden emporschwingen können, und Plato hat ganz recht. Lucian schildert sie noch besser. Seiner Behauptung nach bringen sie ihr ganzes Leben damit zu, ihre Häßlichkeit, mit Hülfe ihres Putztisches, zu verbergen. Wer ihnen zu nahe käme, wenn sie aus dem Bette stiegen, würde vor Entsetzen zurückfahren. Gewiß hat Lucian auch Recht. Aber dreyfach Recht hat Euripides, wenn er den Jason sagen läßt: Wollte doch der Himmel, daß keine Weiber auf Erden wären, und daß das menschliche Geschlecht sich ohne sie fortpflanzen könnte!

— Indessen sind Sie doch verheirathet, mein Herr Doktor, und haben Kinder. — O wegen der

Kinder waſche ich meine Hände in Unſchuld. Ich komme meiner Frau nie anders, als durch einen Mittelsmann zu nahe, das iſt, mein Kaplan. An den richte ich meinen Antrag, und er verdollmetſcht ihn meiner Frau.

Wenn die Doktoren ſo ſich betragen, ſo magſt Du nun auf die Kandidaten und Schüler ſchließen.

Siebentes Kapitel.

Bürgergalanterieen. Puy. Spiel. Gaſtgebote.

Die Berliner Bürgerſchaft ſcheint viel reicher zu ſeyn, als ſie würklich iſt, weil ſie alle Ausgaben auf Eitelkeit, Galanterie, und leeren Glanz verwendet. In der innern Haushaltung herrſcht dagegen die ſchmutzigſte Sparſamkeit. Jene Frau, die eben ihrem Friſeur einen Dukaten bezahlt, hat die ganze Woche hindurch Waſſerſuppe und Erbſen gegeſſen, und des Abends Hering und ein Stück Brod. Sie ſpart alle Dreyer, und legt ſich die

peinlichſte Enthaltſamkeit auf, um einen Augenblick vor dem Publikum zu glänzen.

Dort begegne ich Natalien im Thiergarten. Sie iſt prächtig geputzt. Ihre Kleider verkündigen Wohlhabenheit. Ich gebe ihr den Arm und führe ſie nach Hauſe, und finde ihre Kinder mit Lumpen behangen. Dieſe zügelloſe Leidenſchaft für den Putz, die wenig Ehemänner befriedigen können, bringt mehr als eine Frau von höherm Stande in die Arme eines jungen Kaufmanns, der ihr behülflich iſt, vor Weibern ihres Gleichen ohne Schaamröthe zu erſcheinen, oder ſie zuweilen gar zu übertreffen. Sobald auch ein begüterter Mann in irgend eine Geſellſchaft kommt, ſo ſollteſt Du einmahl das Mienenſpiel aller dieſer Damen ſehn, und wie ſie ganz leiſe berechnen, welches Kleinod, welche neue Mode ſie etwan in einer Nacht verdienen können.

Das Spiel iſt ihnen auch eine ergiebige Hülfsquelle; denn hier wird mehr geſpielt, als in irgend einem Lande auf Erden. „Ich darf nur ei„nen Schüler fragen, ſagt der Präſident Philip„pi, worauf Venedig gebaut iſt? und er wird mir,

„ohne ſich zu bedenken, antworten: auf Pfählen; „ich aber ſage: auf Karten und Würfeln.“ Eben das kann man von Berlin ſagen. Dieſe Stadt verdankt zum Theil ihren ſchnellen Anwachs und ihren blühenden Zuſtand der Menge von Fremden, die aus allen Winkeln von Europa hier zuſammenfließen, wie in ein Spielhaus, um ſich ungehindert zu Grunde zu richten.

Wenn Spiel und Putz die Berliner beſchäftigt, ſo vergeſſen ſie doch dabey nicht die Vergnügungen der Tafel. Es fehlt nicht unter ihnen an berühmten Trinkern, und die deutſchen Kehlen beſtätigen hier den hohen Ruf, worin ſie ſtehn. Zum Unglück iſt dies, ſeit Einführung der Acciſe, ein ſehr theurer Zeitvertreib. Schlechter Wein wird (die Fläſche) mit anderthalb Thalern bezahlt. Wenn ein Berliner ein Mittagseſſen giebt, ſo geſchieht das mit der übelverſtandenen Verſchwendung eines gemeinen Mannes, der einmal eine Ausgabe machen will. Es iſt keine Mahlzeit, die er anrichtet, ſondern ein Freß- und Saufgelag. Ob ſeine Gäſte Vergnügen dabey haben, darum bekümmert er ſich nicht, wenn ſie ſich nur

den Magen verderben. Crevier nennt Deutschland den Bauch von Europa; Berlin iſt ohne Widerſpruch der Magen dieſes Bauchs.

Man wählt den Sonntag, ſeine Freunde zu bewirthen. Dies wäre der Tag eine Predigt zu hören. Aber der Putztiſch! da ſind Haare zu ordnen, ein Kopfzeug vortheilhaft aufzuſetzen, ein Halstuch, das alles verſtecken ſoll, ein Geſicht zu bemahlen, ein Schönpflaſterchen zu legen! Das nimmt den Vormittag hin, und das iſt doch eine beſſer angewandte Zeit, als hinzugehn und Gottes Wort zu hören. Gegen Mittag iſt Madam fertig. Sie ſetzt ſich den Spiegel gegenüber, und mit dem Fächer in der Hand erwartet ſie in nachläßiger Stellung ihre Gäſte. Es wird aufgetragen. Man ißt lange und ſehr viel, und trinkt, um untern Tiſch zu fallen. Man verdaut ſo gut man kann beym Spiel, oder beym Läſtern, oder auch ſchlafend, und ein reichliches Abendbrod verkürzt den Abend. Um eilf Uhr geht alles aus einander.

So hat man denn Faſtnacht gefeyert; morgen fangen die Faſten an.

Achtes Kapitel.

Hochzeitgeſchichte. Liebſchaft der Madam Steinau.

Seit acht Tagen iſt dies der erſte Augenblick, deſſen ich Herr bin. Tanz, Wein, Schmauſerey und Liebe hatten ſich meiner gänzlich bemächtigt.

Ich war ein Hochzeitgaſt des Herrn Hartenfels. Was eine Hochzeit iſt, weißt Du. Dieſe war eine der luſtigſten. Die Geſellſchaft war gut gewählt. Wenn alle Gäſte eben nicht im Geruche der Heiligkeit ſtanden, ſo war es doch wenigſtens der Geruch des Vergnügens. Viel junge Leute, einige ſehr albern, andere geiſtreich und witzig, viel hübſche Mädchens, einige häßliche mit unter zur Folie, friſche rüſtige Mütter, ein Paar Großmütter mit Runzeln, ... und alles das ging auf Eroberungen aus.

Der Zufall wieß mir meinen Platz bey Madam Steinau an. Jung, luſtig, witzig, ſchon wie ein

Engel . . . da haſt Du das Bild meiner Nachbarin. Ihr Mann, ein guter Deutſcher, der mit allem zufrieden iſt, und weidlich zecht, ward von einem Schauſpiele gerührt, das ihn an ſeine Brautnacht erinnerte. Er gewann mich lieb, rühmte mir das Glück des Eheſtandes, und äußerte darüber die menſchenfreundlichſten Wünſche.

Es ward getanzt. Du weißt, daß ich das Tanzen leidenſchaftlich liebe. Madam Steinau tanzt mit der Grazie einer Nymphe, und ich übertraf mich ſelbſt, als ich mit ihr walzte.

Die Verheiratheten machten früh Feyerabend. Da ich mit Madam Steinau in einer Straße wohne, ſo bot ſie mir einen Platz in ihrem Wagen an. Wir waren unſer fünfe. Sie ſetzte ſich ihrem Manne auf den Schooß. Ich ſaß neben ihm. Kaum waren wir hundert Schritte gefahren, als ſie ſchon eben ſo gut auf meinem Schooße ſaß, als auf dem ſeinigen. Das Schaukeln des Wagens, die Dunkelheit der Nacht, die Lage der Umſtände, die Idee der Hochzeit, der Tanz, der Wein. . . . Ich brannte lichterloh; alle dieſe Gefuhle betäubten mich. Wir kommen an. Herr

Steinau steigt zuerst aus, obgleich natürlicherweise seine Frau hätte zuerst aussteigen sollen. In dem Augenblick fühl ich mich an einen heißwallenden Busen gedrückt, und empfange einen brennenden Kuß auf meine Lippen.

Man bat mich, den andern Tag wiederzukommen, um mich der Gelegenheit des Wagens zu bedienen. Du kannst wohl denken, daß ich nicht wegblieb. Ich kam um zwey Stunden zu früh. Der Mann war noch in seiner Schreibstube. Ich ging zu Madam und fand sie allein. . . . Gelegenheit, gütige Göttin, die du Liebende begünstigst! . . . Wir sprachen wenig; aber wie gut verstanden sich unsre Augen! Mit welcher Begierde verband meine Seele Verlangen mit Vergnügen! Ueber einem zur Wollust geschaffenen Kanapee hing ein Bildniß der Madam Steinau, in ihrem Kabinette, wo sie als Leda gemahlt war. Der Anblick so vieler Reize, das Glück des Schwans, setzten mein Blut in Feuer. . . . Ihr Mann trat herein, und wir fuhren sogleich nach dem Hochzeithause.

Dieser Tag verging eben so angenehm, wie der erste; eben die Lustigkeit, eben die Vergnügun-

gen

gungen, nur mit allen den Zweydeutigkeiten vermiſcht, die an einem zweyten Hochzeittage gewöhnlich ſind. Ich kam der Madam Steinau nicht von der Seite; aber ich war von einer Raſerey zurückgekommen, die, meiner Meinung nach, ihre Tugend beleidigte, und betete ſie im Stillen an, nicht ohne Beſorgniß, daß ſie meine obgleich ehrfurchtsvolle Flamme gewahr werden mögte. Man ging erſt des Morgens um vier Uhr auseinander; für mich noch immer zu früh, denn ich hätte mein ganzes Leben in dieſem Zuſtande der Wonne zubringen mögen.

Das Feſt dauerte noch zwey Tage, und ſo lange ſah ich auch meine ſchöne Geliebte. Ich ſaß an ihrer Seite und berauſchte mich in dem Anblicke ihrer Reize. Der Eindruck, den dieſes bezaubernde Frauenzimmer in meiner Seele zurückgelaſſen hat, iſt zu lebhaft, um eine Schilderung davon zu verſuchen.

Deine Antwort leſe ich ſchon im Geiſte. Sieh! wirſt Du ſagen, wie Bosheit früh oder ſpät ihren Lohn bekömmt. Du büßeſt jetzt für deine Läſterung der Damen von Berlin. . . . Ach Freund!

wie ſüß iſt dieſe Buße! Wer wollte um dieſen Preis nicht Verbrecher ſeyn! und warum ſollt' ich mich meiner Niederlage ſchämen? Muß nicht der Stärkſte vor dem Liebesgotte die Segel ſtreichen. Ueberdies glaube ja nicht, daß Sinnlichkeit bey dieſer Liebe im Spiele iſt. Ihr Kuß war feurig, aber ſein Feuer war ganz himmliſch ... ſo rein, wie der Kuß einer jungen Nonne auf den heiligen Mund des gemahlten Engels in der Kapelle! Es iſt Liebe der Engel, die meine Seele über die Sphären hebt, und ihr den harmoniſchen Einklang der Geſtirne zu hören giebt. Die Himmel thun ſich vor mir auf! ...

Ein Uhr! Die Nachtwächter ſind doch zu etwas gut. Schlaf wohl, liebſter Freund! Ich wünſche Dir ſo angenehme Träume, als die ſind, die ich erwarte, oder wenigſtens mir vorſtelle.

Neuntes Kapitel.

Ende des Romans.

Aus meinem langen Stillſchweigen haſt Du wohl ſchließen können, daß ich recht ernſtlich verliebt war, aber ſicherlich haſt Du nicht geahnet, daß, nach Verlauf eines Monaths, dieſes ſchöne Feuer verfliegen würde, wie das Feuer eines Irrlichts. Mach Dich immerhin über mich luſtig; das thut nichts. Ich bin frey und ohne Sorgen, frey, ſag ich, wie der Vogel in der Luft, und für nichts mehr ſchwärmeriſch eingenommen, als für meine Unabhängigkeit. . . . Wie ich meine Feſſeln zerbrochen habe? das mag wahrſcheinlich nur der Himmel und mein guter Geiſt wiſſen; denn ich ſelbſt weiß kein Wort davon.

Aber ich muß Dir doch meinen traurigen Roman vollends auserzählen.

Ich ſpeiſte alle Mittage bey Madam Steinau, und wenn ich zufälligerweiſe an einem andern

Orte eingeladen war, so war auch Madam Steinau mit gebeten. Kurz! sie verfolgte mich, ich gestehe es, mit wahrer Hartnäckigkeit, und das machte mir die größte Freude. Unsere Verbindung ward mit jedem Tage inniger, und dabey war ich mit meinem Loose zufrieden, schätzte mich glücklich, sie zu sehn und zu hören, und trieb meine Ansprüche gar nicht weiter. Es fiel mir gar nicht ein, daß man noch andere Gunstbezeugungen erhalten könnte. Sollte ich etwa um einen neuen Kuß bitten? Aber man hatte mir ja noch nicht gesagt, daß man ihn gern bewilligen würde.... Sollte ich meiner Schäferin zu Fuße fallen, und ihr meine Liebe gestehn? Aber man hatte mir ja noch nicht gesagt, daß man dies Geständniß gern hören würde.... So viel Bescheidenheit, solltest Du es wohl glauben, that keine andere Würkung, als daß man mich für einen Dummkopf hielt. Ein Liebhaber, der seine Geliebte hochschätzt, sagt ich zu mir selbst, muß durchaus in den Schranken der Ehrfurcht bleiben; ich habe einen feurigen Kuß bekommen; aber man muß so

viel Güte nicht mißbrauchen, und meine Begierden müssen nicht weiter gehn.

Die übrigen waren aber von dieser Mäßigung weit entfernt. Seufzer, die der Wind verweht, ein verstohlner Kuß, der kein Merkmal zurückläßt, damit konnte sich eine feurige und unordentliche Einbildungskraft nicht begnügen. Im Buche der Liebe schien ihr kein Blatt unnütz. . . Wie die Rose, mitten auf einer blühenden Flur, dem Wandrer ihre Reize entfaltet, ihn mit Wohlgerüchen labt, und mit willfährigem Zuneigen ihm zuzurufen scheint: pflücke mich! so Madam Steinau. Ihr liebeflammender Busen wallte vor meinen Augen, ohne daß mein blöder Mund es wagte, sich ihm zu nähern. Ich hoffte, daß man aus meiner Zurückhaltung auf die Feinheit meiner Empfindungen schließen würde, aber man sahe nichts darin, als die Nothwendigkeit, mir zuvorkommende Schritte entgegen zu thun.

Eines Abends, als sie eine ziemlich angenehme französische Arie gesungen hatte, bat ich sie, mir dieselbe zum Abschreiben mitzutheilen. Recht gern, sagte sie, und ich wünschte dagegen eine an-

dere zu haben, die Sie wahrscheinlich kennen, und die mit den Worten anfängt:

Le plus heureux des mariages
Ma fille, a ses chagrins etc. *) .

Des andern Tages ermangelte ich nicht, ihr die Arie zu bringen, und bekam von ihr, statt der Arie vom vorigen Abend, nachstehendes Lied:

Ah! si vous pouviez comprendre
Ce que mon coeur ressent pour vous!
Non, l'amour n'a rien de plus tendre,
L'amitié n'a rien de plus doux.

Loin de vous, mon coeur soupire,
Près de vous, il est interdit,
C'est ce que j'avais à vous dire,
Et peut-être en ai je trop dit. **)

*) Seht die glücklichste der Ehen,
Mädchen! hat ihr Ungemach ꝛc,

**) Ach! könntest du begreifen, was mein Herz für Dich empfindet. Nein, die Liebe hat nichts Zärtlicheres, und die Freundschaft nichts Süßeres.
Fern von Dir, seufzt mein Herz: bin ich Dir nahe, so ist es in Verlegenheit. Das ist es, was ich Dir zu sagen hatte, und vielleicht habe ich schon zu viel gesagt.

Das war, als wenn man mir einen Eimer voll Eis über den Kopf geſtürzt hätte. Wer hätte bey dem Verhältniſſe, worin wir ſtanden, den Werth einer ſolchen Erklärung fühlen ſollen; ſie muſte meine Wünſche befriedigen, und ich weiß nicht, wie es zuging, daß ſie mir im Gegentheil nichts als Ekel verurſachte. Nachdem ich das Papier geleſen hatte, legte ichs kaltſinnig zuſammen und ſteckte es in die Taſche.

Mein gleichgültiges Weſen ſetzte ſie in Verwirrung. — Ich habe nicht wohl gethan, ſagte ſie, Ihnen ein ſolches Liedgen zu geben. — Wie ſo? Madam. — Ich hätte Ihnen eins voll Moral geben ſollen, wie das Ihrige iſt. Meine letzte Strophe iſt nicht ſehr erbaulich. Haben Sie darauf gemerkt? — Ich hoffe Madam, Sie werden eben ſo wenig glauben, daß mein Lied eine Lehre enthält, als ich von dem Ihrigen glaubte, daß es ſich auf Sie oder auf mich beziehe. ... Das war nun freylich eine alberne Antwort; aber ich fühlte das nicht eher, als da ich ſie ſchon gegeben hatte. Madam Steinau ſah mich mit groſſen Augen an. Sie ward roth, ſchlug die Augen

nieder, und sagte mit unwilligem bittern Lächeln: Sie haben recht! Dann ging sie mit großen Schritten ein Paarmal auf und nieder, ging aus dem Zimmer, und das that ich auch.

Jetzt sind es sechs Tage, daß ich mit keinem Fuße da gewesen bin. Ihr Mann hat mich einigemal eingeladen, ich habe aber dringende Geschäfte vorgeschützt. Nun bin ich Gottlob entzaubert und frey, und das ohne nöthig zu haben, mit einem Drachen zu kämpfen, oder einen Riesen in Stücke zu hauen. Die Ruhe ist wieder in meinem Herzen eingekehrt. . . . Wie veränderlich ist doch der Wille des Menschen!

Die Zeit fängt mir an lang zu werden. Ich sehne mich darnach dieses Land zu verlassen, und den Sonnenaufgang in der [illegible]erzenden Einsamkeit zu feyern.

Zehntes Kapitel.

Galanterie der Damen.

Mein Verlangen, Berlin zu verlaſſen, hältſt Du für nicht völlig gedämpfte Liebe. Du findeſt in mir einen von den unglücklichen oder furchtſamen Liebhabern, von vielem Zartgefühl oder weniger Geſchicklichkeit, deren kranke Einbildungskraft auf alles, was ſie umgiebt, einen düſtern Schleyer wirft, und ihnen die Orte zuwider macht, wo ſie vorher das gröſte Vergnügen fanden. . . . Ich kann Dir aber betheuern, daß dieſer Bewegungsgrund nichts zu dem Ueberdruſſe beyträgt, der mich beherrſcht. Denn in dieſer Leidenſchaft, wovon Du mich ſo ſchlecht geheilt glaubſt, war ich es nicht ſelbſt, der mein Schickſal beſtimmte? Kam es nicht bloß auf mich an, es glücklicher zu machen?

Aber Berlin hat für mich den Reiz der Neuheit verloren. Eine ſo einförmige Gattung von

Galanterie und Ausgelassenheit muß durchaus Sättigung würken. Auch bitte ich Dich, zu glauben, daß der Gedanke, seit sechs Monathen von Dir getrennt zu seyn, viel dazu beyträgt, mir diesen Aufenthalt weniger angenehm zu machen. Man mag sich noch so sehr von dem Wirbel der Vergnügungen hinreißen lassen, ohne Freundschaft bleibt das Herz doch immer leer. Ich fange an, ein Wurrkopf zu werden, und anstatt über die Narrheiten zu lachen, die um mich herum vorgehn, bin ich schwach genug, mich darüber zu betrüben, ich studiere sorgfältig die Ursachen und Wirkungen davon, ob ich ihnen gleich weder vorbeugen, noch sie vermeiden kann. Diese Lage meines Geistes ist wahrhaftig nicht liebenswürdig, und wohl möglich, daß das diesem Briefe anzumerken ist. Uebrigens will ich Dir hier das Urtheil sagen, das ich mit aller Anstrengung meiner Vernunft, über das Betragen der Berlinerinnen fälle, und das man, mit weniger Abweichung, auf die Weiber aller Länder anwenden kann.

So lange ſie ledig ſind, hält Klugheit ſie in Schranken. Einige kennen das Vergnügen noch nicht; (eine heilſame Unwiſſenheit!) andere glauben, es durch Aufopferung ihres guten Rufs zu theuer zu erkaufen. (Ein noch heilſamerer Grundſatz!) Hinter dieſen beiden unüberwindlichen Bruſtwehren wächſt ihre Tugend und verſtärkt ſich. Einen dritten Verſtand gewährt ihnen ihr perſönliches Intereſſe, wenn dies nicht etwa der erſte und einzige Grund der weiblichen Tugend iſt. Ein mannbares Mädchen weiß recht gut, daß der ausſchweifendſte Menſch diejenige in Ehren hält, die ſich immer ehrbar betragen hat, und daß er bey allen ſeinen eignen Laſtern, ſich nie wird mit einem eben ſo laſterhaften Weſen verbinden wollen, als er ſelber iſt. Iſt ſie aber einmal verheirathet, dann iſt das was anders; dann kennt man die ſchüchterne Zoe nicht mehr wieder. Man ſehe nur mit welchem Wohlgefallen ſie ihr Ohr den ſüßen Schmeicheleyen öfnet, wie einladend ihr Mienenſpiel iſt. Welche Verbuhltheit! Welches Dahingeben!

Das kommt daher, weil in der verderbten Welt eine unnütze Tugend unter die Lächerlichkeiten gerechnet wird; weil den Weibern eine weit thätigere Empfindlichkeit zu Theil geworden ist als uns, weshalb es ihnen zur Nothwendigkeit wird, sie ohne Unterlaß zu beschäftigen, und endlich, weil diese immer wieder von Neuem eintretende Empfindlichkeit nur zu selten in dem Phlegma eines Mannes Beschäftigung findet, der frühzeitig durch vorausbegangene Ausschweifungen entkräftet ist. Was kann nun wohl aus einem schwachen Weibe werden, dessen feuriges Temperament immer in seinen Forderungen getäuscht wird? Die Idee des Vergnügens setzt es in Flammen. Sein Blut kocht. Ist es ein Wunder, wenn es jede Gelegenheit zum Genusse ergreift? Nun bringe auch die allen Weibern angebohrne Koketterie in Anschlag. Im ledigen Stande war sie ihr Zeitvertreib; im Ehestande wird sie ihr Verführer. Von der Kindheit an hat man ihr vorgesagt: „Wenn ein Mädchen glücklich seyn will, ist Tugend allein nicht hinreichend, es muß auch zu gefallen wissen.“ Zoe hat also ihr einziges

Studium daraus gemacht, zu fesseln. Nun sie Gattin und Mutter geworden ist, wird sie die süße Gewohnheit, Eroberungen zu machen, aufgeben können!

Laura tritt in die Welt, und gleich sagen ihr die Mannspersonen tausend Schmeicheleyen über ihre Schönheit. Sie hört den ganzen Tag über nichts anders. Muß sie nicht daraus den Schluß ziehn, daß das erste Verdienst eines Frauenzimmers in der Schönheit besteht. Kannst Du verlangen, daß sie nicht drey Viertheile des Tages darauf verwenden soll, den Glanz ihrer Reize zu erhöhen? Es ist nicht genug, einen runden Arm, einen weißen Busen, einen feinen Fuß, und ziemlich geformte Glieder zu haben; das Publikum muß es auch wissen. Das Lob ist ihr eben so nothwendig geworden, als die Wollust, wonach sie schmachtet. Ueberdies, wie Shakespeare sagt, ist sie ein Mädchen, man kann sie also auffordern; sie ist eine Frau, man kann sie also gewinnen. Dies Weib ist Laura, man muß sie also lieben. Es läuft mehr Wasser zur Mühle, als der Müller weiß, und

von einem angeſchnittenen Brode läßt ſich leicht ein Stück abſchneiden.

Aber laß uns offenherzig ſprechen. Die Fehler des Mannes ſind oft die wahren Urſachen von den Verirrungen der Frau. Denn, kaum hat er das Ziel ſeiner Wünſche erreicht, ſo glaubt er, ſich des Zuvorkommens, der zärtlichen Sorgfalt, und aller der kleinen an ſich unbedeutenden Kleinigkeiten, die aber die Liebe immer lebhaft erhalten, überheben zu können. der Liebhaber verſchwindet, und an ſeine Stelle tritt ein ſtolzer Sultan, der ihr das Schnupftuch zuwirft. Das Glück, das er zu genießen noch vermag, iſt nicht das, daß für ſie paßt. Die arme Frau! Was wird ſie anfangen?... Wird es denn ein ſo großes Verbrechen ſeyn, wenn ſie das Vergnügen, das ihr theurer Gemahl ihr nicht gewährt, anderswo ſucht und findet! O Männer! Männer! Bedenkt doch, daß die Weiber geſchmeichelt, geliebkoſt und zärtlich, aber nicht gebieteriſch geliebt ſeyn wollen. Bedenkt doch, daß, wenn ihr vergeßt, eure Rolle zu ſpielen, ſchon zehn noch ungedungene Arbei-

ter vor eurer Thüre ſtehn, die ganz bereit ſind, eure Stelle zu vertreten.

So iſt Zoe aus einem ſittſamen Mädchen ein liederliches Weib geworden. Und wenn auch ihre Tugend über alle dieſe Gefahren geſiegt hätte, würde ſie der Allgewalt der Mode widerſtehn können? Dies reicht freylich nicht hin, ihre Fehltritte zu entſchuldigen, aber es beweißt doch wenigſtens, daß ein Frauenzimmer, oft bey dem beſten Herzen, ſich ſchlecht aufführen kann. Seyd alſo gerecht! Geſteht doch nur, daß, wenn ihr euch alle Tage zu einem herrlichen Schmauſe niederſetzt, ihr trotz aller eurer Enthaltſamkeit, euch doch am Ende den Magen verderben werdet. Räumt doch ein, daß wenn ihr euer ganzes Leben in Geſellſchaft von Spitzbuben zubrächtet, bey aller Wachſamkeit über euch ſelbſt eure Moral doch endlich wanken würde. — Aber es kömmt ja nur auf mich an, dieſe Klippe zu vermeiden. — Gut! kann das aber eine Frau? Sie flieht vergebens vor der Verführung; die Verführung verfolgt ſie, und holt ſie ein.

Ich komme nun auf die Berlinerinnen zurück. Aus ihrer heftigen Begierde, zu gefallen, und aus der Kunst, die sie anwenden, diesen Zweck zu erreichen, könnte man schließen, daß sie sehr liebenswürdig seyn müssen; und man kann in der That sagen, daß wenig Weiber in der Kunst, die Sinnlichkeit aufzuregen, so weit gekommen sind, als sie, und daß sie die Künste des Putztisches hier besser verstehn, als im ganzen übrigen Deutschland; im Ganzen aber ist ihr Verstand nicht sonderlich ausgebildet. Ich kenne einige, die für Virtuosinnen gelten, und deren ganzes Verdienst doch nur darin besteht, daß sie einige französische Zweydeutigkeiten auf eine ziemlich ungeschickte Art auskramen. Aber auch an diesem Fehler sind die Mannspersonen Schuld. Es ist nun einmal das einzige Studium der Weiber, uns zu gefallen, warum lassen wir uns denn mit so Wenigem abspeisen?

Eilftes Kapitel.

Abgezehrte Ehemänner. Böses Beyspiel. Predigt.

Es würde ungerecht seyn, nur der schönsten Hälfte des Menschengeschlechts Böses nachzusagen, mittlerweile die andere Hälfte so vielen Stoff zum Tadel darbietet. Du sollst sehn, daß ich unparteyisch verfahre. Ueberdies muß, wenn die Weiber einige muntere Spöttereyen verdienen, die Satire alle ihre Geißeln gegen die Mannspersonen schwingen, die nicht sowohl die Verführten, als vielmehr die Verführer sind. So unangenehm es Dir auch seyn mag über unser Geschlecht harte Wahrheiten zu hören, so bin ich doch überzeugt, daß die Ausschweifungen, die ich Dir jezt enthüllen will, eben so wenig Grade vor Deinen Augen finden würden, wenn Du in dem Falle wärst, sie selbst zu beobachten.

Ich habe oben gesagt, daß die Verirrungen der Weiber meistentheils nur ihren Männern zugeschrieben werden müssen. Dies wiederhole ich hier aus der innigsten Ueberzeugung. Man betrachte nur jenen jungen Ehemann. Welche glückliche Tage könnte er an der Seite der jungen Schönheit verleben, die sich kürzlich mit ihm verbunden hat, denn sie hat alle Eigenschaften, die nur irgend fesseln können. Aber erkennt man wohl jemals den Werth eines Guts, das man besitzt? Kann ein Gegenstand, den man zum dreyhundert und fünf und sechzigsten mal sieht, noch eben so gefallen, als beym zehntenmal? Der Mensch weiß niemals die vorigen Genüsse mit seinen gegenwärtigen zusammenzurechnen. Indessen dürstet man nach Genußempfindung, es mag kosten, was es will, und dies Bedürfniß giebt uns der ersten besten Buhlerin Preis, die sich listig zu benehmen weiß. So wird der Gatte ungetreu, und unterhält heimlich und öffentlich seine Mätressen. Immer unbeständig und unruhig durch seine Begierden, verläßt er heut deren zwanzig, um morgen in den Armen von zwanzig andern

ein Glück zu suchen, das ihn flieht: und so bezahlt er monatliches Pflegegeld für vier uneheliche Kinder, unterdessen seine unglückliche Gattin über ihre Unfruchtbarkeit untröstlich ist. Man muß diese Männerchen selbst sehn, wie sie sich aufblasen, wenn sie von den Dirnen reden, die sie unterhalten. Man sollte sie für Herkulesse halten, wenn man sie sprechen hört. Die und die liegt von mir in Wochen, sagt Herr Spitz mit stolzer Miene. Der Schaafkopf! er argwohnt gar nicht, daß der Lieutenant, sein Neffe, mehr Antheil daran hat, als er; und doch weiß es die ganze Stadt.

Unbesonnener! kehre zu deiner Hauswirthschaft zurück; sey der Führer deiner Gattin, und beuge den Unordnungen vor, zu welchen Verzweiflung und dein böses Beyspiel sie nächstens hinreißen werden. Vor allen Dingen opfre nicht ehr auf fremden Altären, als bis du deinen Hausgöttern Opfer gebracht hast, die ihnen gebühren; alsdann, wenn du willst, magst du dich brüsten und sagen: Ich bin ein Mann.

Herr Alsing hat gute Grundsätze, und ist ein Mann von Ehre; aber er ist ein Opfer seiner Un-

ausdünden. Er liebt seine Gattin leidenschaftlich, aber alle Nattern des Hasses würden sein Herz nicht so sehr zerreißen, als es diese Liebe thut. Wie sehr wünscht er wieder zu seyn, was er war! wie verflucht er seine ehemalige Triumphe, weil sie seine jetzigen Vergnügungen stören! Seit sechs Jahren ist er verheirathet, und hat die Freude noch nicht haben können, sich in einem Sohne wieder aufleben zu sehn. Er hat noch nicht die Hälfte seiner Laufbahn erreicht, und fühlt, daß diese tröstende Hoffnung ihm auf immer versagt ist. Seine Liebe zur Gerechtigkeit erlaubt ihm nicht, seiner Gattin die Strafe seiner Ausschweifungen tragen zu lassen, und er selbst fordert sie auf, sich einen Liebhaber zuzulegen. Giebt es wohl eine schrecklichere Strafe? Man erzählt von einem Vater, der, um bey seinem Sohne einen heiligen Abscheu gegen liederliche Ausschweifungen hervorzubringen, ihn von Zeit zu Zeit in ein Lazareth mitten unter die ekelerweckenden Schlachtopfer der allerscheußlichsten Krankheit führte. Eben so glaube ich, daß die Beobachtung des Herrn Alfing, seiner Seelenleiden und seiner Ge-

wissensbisse auf einen jungen gutgearteten Menschen eben so viel Wirkung thun würde, als wenn er den Tissot liest.

Aber die Erziehung ist hier so fehlerhaft, daß dieses Beyspiel, so gut wie tausend andere, für die jungen Leute verloren ist, die schon verdorben sind, ehe sie denken lernen, und von ihren Eltern selbst in ihren verkehrten Neigungen bestärkt werden. Was sag' ich? Der Schulknabe lacht den Schulfuchs aus, der ihn zierlichen Anstand lehren will. Welcher Sohn wird nicht seinen Vater auslachen, wenn dieser ihm gute Sitten und Tugend einpredigt? Und welcher Vater wird jemals das Herz haben, seinem Sohne zu sagen: „Hüte Dich „vor liederlichen Ausschweifungen, wenn Du nicht „eben so verachtungswürdig seyn willst, als ich!"

Hier geschieht das Gegentheil. Wird nicht oft ein Kind angestellt, Schildwacht zu stehn, während daß seine Mutter einen geheimen Besuch hat, oder der Vater mit dem Hausmädchen schäkert? Muß es nicht Liebesbriefe und Geschenke austragen, und selbst einen schicklichen Ort zu einer Zusammenkunft unter vier Augen ausfindig machen?

Kann es dieſe ſeine Mitwiſſenſchaft nicht misbrauchen, und muß man ihm nicht durch die Finger ſehn, und es ſich ſelber überlaſſen?

Was wird auch bey den beſten Anlagen, aus dieſem Kinde werden? Gelernt hat es nichts; es iſt zum Müſſiggange gewöhnt; es kennt nichts, als Wein und Weiber. Was daraus werden wird? Ein epikuriſches Schwein, wie ſein lieber Papa.

„Wälzt euch in dem Kothe unreiner Vergnügungen, ihr wollüſtigen Sklaven eurer Sinne, „ruft der Moraliſt; ſeyd niederträchtig, weil „ihr einmal eure eigene Schande liebt: aber überliefert wenigſtens nur euch allein dem Verderben; reißt nicht die Keime der Tugend aus den „Herzen eurer Kinder; und will eure Hand nicht „zum Tempel der Ehre führen, ſo ſoll ſie ſie doch „wenigſtens nicht in die Höhlen des Laſters hinſchleppen. Ach! hättet ihr doch einen Begriff „von der ſüßen Beruhigung eines Vaters, der „am Ende ſeiner Laufbahn mit Zuverſicht ſagen kann: Ich habe dem Staate einen nützlichen Bürger, und der Welt einen ehrlichen „Mann gegeben.“

Dieſer Sittenrichter hat gar nicht Unrecht, aber es fürchtet ſich niemand vor ſeiner Strafpredigt; es würde mich nicht einmal wundern, wenn er noch liederlicher lebte, wie diejenigen, denen er ſo ſtrenge Verweiſe giebt. Die Herrn Philoſophen ſind kleine Heilige in ihren Schriften; aber hier, wie anderswo, muß man gerade unter ihnen nicht die guten Gatten und die guten Väter ſuchen; man kennt ihre Streiche.

Was ſchadets bey allem dem, wirſt Du ſagen, ob ein Menſch im dreyßigſten Jahre ſchon am Ende iſt, wenn er in dieſem Alter ſeine Schuld ſchon bezahlt hat? Was thut es der allgemeinen Ordnung der Dinge für Abbruch, daß Herr A* eine Mätreſſe hält, Madam B* einen Liebhaber hat, Herr C* ſich ſcheiden läßt, und Madam D* ihrem Ehegemahl Kinder ſchenkt, wozu er nicht Vater iſt? Was man in Schina Tugend nennt, kann gar wohl zu Berlin nicht Tugend ſeyn, und wenn in dieſer Stadt, welche die Kopfhänger Neuſodom nennen, das Volk den Geſetzen gehorcht, von innen glücklich und von außen geehrt

iſt, beweißt das nicht augenſcheinlich, daß hier alles aufs Beſte zugeht?!

Zwölftes Kapitel.

Schule des Sokrates. Männerliebe. Warme Brüder. Minos. San Francesco d'Aſſiſi. Phyſiſche Abhandlung über den antiphyſiſchen Geſchmack.

Herr Windenheim, der ſo gütig iſt, mir alles Merkwürdigſte in dieſem Lande zu zeigen, führte mich dieſer Tagen in eine Geſellſchaft, die, wie er ſagte, zu meiner Belehrung dienen ſollte. Ich fand lauter Mannsperſonen, und keine einzige Dame, worüber ich anfangs erſtaunte, denn in Berlin machen die Damen den Mittelpunkt eines jeden Zirkels aus. Ich ſah, daß dieſe Mannsperſonen ſich von Zeit zu Zeit die Hände drückten und ſich küßten. ... Ich vermuthete unter dieſen Handlungen nichts, als Beweiſe der Freundſchaft, und meine Gutmüthigkeit ging ſo weit, daß ich

dieſe in unſern Tagen ſo ſelten gewordene Empfindung bewunderte.

Indeſſen beunruhigte mich etwas, das ich ſelbſt nicht anzugeben wußte, und mein inneres Gefühl deutete auf Misbehagen. Herr Windenheim ward meine Verlegenheit gewahr, zog mich auf die Seite und ſagte: — Kennen Sie die warmen Brüder noch nicht? — Nein! ich höre dieſe Benennung zum erſtenmal. — Sie werden doch von der Sokratiſchen Liebe gehört haben; nun, dieſe Herren ſind Schüler des Sokrates. — Das iſt ja was Vortreffliches, was Heiliges. — Ja; wenn nur bey dieſer Seelenliebe der Körper nicht zum Vertrauten gemacht würde. . . . — Pfui! das iſt abſcheulich. Dergleichen Abweichungen habe ich immer nur für eine Mißgeburt der heißen Himmelsſtriche gehalten; aber in Berlin, unter einem mehr kalten als gemäßigten Himmelsſtriche, iſt mein Erſtaunen darüber unbeſchreiblich.

Dieſe Herren, erwiederte mein Freund, berufen ſich auf das Beyſpiel aller alten Zeiten. Sie wiſſen, daß dieſe Männerliebe in Griechenland, und zwar in den Gymnaſien, ihren Anfang nahm,

in Griechenland, wo doch die Frauenzimmer so schön waren. Ovid versichert uns, daß Orpheus schon davon angesteckt war, und zu Anakreons Zeit war sie schon allgemein. Sokrates, Plato, und ihre ganze Schule haben sich den nehmlichen Vorwurf zugezogen. Alcibiades, dieser so liebenswürdige Held, schämte sich derselben nicht, und gefiel der Aspasia darum nicht weniger. Kurz, alle griechische Dichter haben mehr schöne Knaben, als hübsche Mädchen besungen.

Es ist nicht genug, sagte ich, so berühmte Nahmen anzuführen; man muß auch hinzusetzen, daß jene Philosophen diese Empfindung zur ersten Grundlage der Tugend machten. Sie kennen ja die emphatische Lobrede, die Lucian dieser Liebe hält.

„Die Männerliebe, sagt er, ist an und für „sich eine reine, edle, göttliche Empfindung. Sie „ist wahre Seelenliebe, ein Geschenk der Venus„Urania. Sie erweicht die unmenschlichsten Her„zen, und lehrt sie Mitleid und Wohlthätigkeit „kennen. Sie entflammt den Feigen zu edlem „Heldenmuthe, und reinigt die Seele von allen

„ihren Schlacken. Die Helden, die Halbgötter, „haben ihrer Nachkommenschaft dieſe himmliſche „Liebe zum heiligen Erbtheil hinterlaſſen. Die „weiſeſten Geſetzgeber haben ſie mit frommen „Herzen angenommen; nur Tyrannen haben ſie „verbannt, und einige weibiſche, gegen die Phi„loſophie feindſelig geſinnte Völkerſchaften. Alle „freye und kraftvolle Nationen haben ſie in Eh„ren gehalten.“

Wer ſieht nicht, daß Lucian in dieſer Stelle würklich und einzig der heiligen Freundſchaft eine Lobrede hält? Ueberdies iſt es ein grober Irrthum, wenn man glaubt, daß die griechiſchen Geſetze jemals die Knabenliebe gebilligt haben. Die Freundſchaft war ihnen heilig, aber ſie verwarfen ihren ſündlichen Mißbrauch. Selbſt zu Rom, in den Zeiten der größten Sittenverderbniß, donnerte die lex Scantinia gegen dieſe nichtswürdige Abſcheulichkeit, und Niemand wagte es jemals, auf die Abſchaffung dieſes Geſetzes anzutragen.

Mein Unwille dagegen iſt dem Ihrigen gleich, ſagte mir Herr Windenheim; aber ich zweifle doch, daß die alten Weiſen hierüber die Meinung ge-

legt haben, die Sie ihnen so großmüthig beyle-gen. Wir wollen beym Plato anfangen. Um den muthigen Krieger zu belohnen, befiehlt er, daß seine jüngsten Waffenbrüder ihm einen Kranz auf-setzen, und keiner von ihnen, so lange der Feldzug dauert, sich seinen Umarmungen entziehn soll. Wenn man diese Rede liest, die Plato dem Sokrates, seinem Lehrer, in den Mund legt, kann man denn noch glauben, daß hier Roß von Freundschaft die Rede sey? Und damit man ihn nicht etwa mißverstehe, setzt er noch hinzu:

„Ein in den Werken der Liebe so erfahrner „Mann, wie Du bist, sollte doch wissen, daß al-„le Gegenstände, wenn sie nur einigermaßen lie-„benswürdig sind, auf eine empfindliche Seele „Eindruck machen, und daß sie sie alle ihrer „Sorgfalt und ihrer Zärtlichkeit werth hält. „Macht ihr es denn nicht eben so mit den schö-„nen Knaben? Nennt ihr nicht ein Stumpf-„näsgen hübsch, eine Habichtsnase edel? Sagt ihr „nicht, daß die Braunen ein kriegerisches Ansehn „haben, und die Weißen Götterkinder sind? We-

„uns kann in mehr als einem Tempel verehrt „werden; das Vergnügen liegt überall, wo unſre „Einbildungskraft uns dazu reizt. Kein Vorur„theil kann Begierden verdammen, die wir uns „nicht ſelber gegeben haben. Und wer anders, „als ein Verliebter, hat den Ausdruck erfinden „können, unter welchen ihr die blaſſe Geſichts„farbe derjenigen verſteckt, die in der Blüte „ihrer Jahre ſtehn? Kurz! es giebt kein Mittel, „das ihr nicht anwendet, und keine Schmeicheleyen, „die ihr nicht den aufblühenden Jünglingen ſagt, „um ſie euch geneigt zu machen.“

Nun ſprich aufrichtig, liebſter Freund, iſt das Freundſchaft? Könnteſt Du die Liebkoſungen deutlicher ausdrücken, die ein junger Menſch ſeiner Geliebten macht? Ich begreife nicht, wie man darüber den mindeſten Zweifel hat äußern können. Ich kann das nur jenen Fanatikern zuſchreiben, die den Sokrates mit aller Gewalt zu einem guten Chriſten machen wollen, und die in ihrem frommen Eifer ausrufen: Sancte Socrates, ora pro nobis! (Heiliger Sokrates, bitte für uns.) Wenn man aber bedenkt, daß Plato, dieſer würdige

Evangelist des Sokrates, alle seine Lehrsätze aus den Sätzen des Likurgus gezogen, und daß Lykurgus selbst die Sätze von Minos entlehnt hatte, so wird diese Frage bald ins Licht gesetzt seyn. Denn wenn wir glaubwürdigen Schriftstellern mehr Glauben beymessen, als den fabelnden Homer, so war es der weise Minos, der bey einem Besuche, den er dem Könige Tros abstattete, sich in dessen Sohn Ganimedes verliebte, ihn entführte und mit Gewalt zu seinem Willen zwang, worüber der junge Prinz sich aus Verzweiflung erhing; Minos aber dem Vater weiß machte, er wäre auf einer Wolke entführt worden, um Jupiters Mundschenk zu seyn.

Und ist nicht der heilige Gesetzgeber so vieler Mönchsorden, der heilige Franz von Assisi, in die Fußtapfen des Cretischen Gesetzgebers getreten? Daubigné sagt: „Wenn irgend ein Bischof oder „Kardinal sich in seinen Edelknaben verliebt, so „mag er sich mit dem Beyspiele des heiligen Fran„ziskus trösten, der, bey dem Anblicke des Bru„ders Matthäus, Feuer fing. Dieser reichte ihm „einst am Altare die heiligen Schenkgefäße dar,

„und jener rief in dem Tone der brünſtigſten Lie„be: Puer, praebe mihi te ipſum! (Knabe! Dich „ſelbſt hätt' ich lieber!)" Indeſſen hinderte ihn dies doch nicht, ſich ganz nackt an die Stelle des Gekreuzigten hinzuſtellen, als die heilige Klara kam, ihr Gebet zu verrichten.

Endlich haben auch unſre Stammväter, die Celten, Männerliebe getrieben. So lange bey ihnen ein junger Menſch nicht ein wildes Schwein, oder einen Bär, erlegt hatte, ward er als ein Frauenzimmer betrachtet, und auch ſo behandelt.

Dem ſey wie ihm wolle, fuhr Herr Windenheim fort, genug! bey uns iſt dieſer Geſchmack ſehr allgemein. Man hat hier Serails für dergleichen Vergnügungen. Unſre Excellenzen fröhnen denſelben, ohne ſich um Sokrates und den heiligen Franz zu bekümmern. Die Livreebediente äffen ihren Herren nach, und der Bürger... macht die Mode mit.

Dann wunderts mich nicht mehr, erwiederte ich, daß man euch Deutſchlands Spartaner nennt; mir ſcheint es, als hättet ihr mehr als einen Zug

mit dieſen ſtolzen Republikanern gemein. — Mögen Sie doch dieſe Vergleichung auch aus Bosheit machen, ich darf wohl ſagen, daß wir ſie, in Rückſicht auf die Tapferkeit, Mäßigkeit und Mannszucht unſrer Soldaten, verdienen. Wenn die Leidenſchaften einen gewiſſen Grad erreicht haben, ſo ſind ſie durch nichts zu bändigen. — Vergeſſen Sie nicht, bey Ihrer Vergleichung, die Gemeinſchaft der Weiber; aber laſſen Sie uns jetzt auf den Gegenſtand zurückkommen, den wir abhandelten, und lehren Sie mich die geheimen Urſachen einer ſolchen Abweichung vom geſunden Menſchenverſtande und von den Grundſätzen der Sittlichkeit kennen.

— Dem Beccaria zufolge, ſagte er, muß man ſie nicht ſowohl der traurigen Sättigung an erlaubten Vergnügungen, als vielmehr den Fehlern einer ſchlecht berechneten Erziehung zuſchreiben. In den Häuſern, wo man eine Anzahl junger Leute zuſammenſperrt, wenn gleich dem Zuſammenkommen bey der Geſchlechter vorgebeugt iſt, ermangelt die Natur doch nicht, ſich zu entwickeln. Sie fühlt das Bedürfniß ihre Kräfte

zu

üben, und dieſe erregen Leidenſchaften. Verbietet man ihr, davon Gebrauch zu machen, ſo darf man ſich nicht wundern, daß ſie ſie mißbraucht. Der deutſche Ueberſetzer des Traité des délits et des peines behauptet, daß der antiphyſiſche Geſchmack kein Verbrechen iſt, weil er nicht aus einer Laſterhaftigkeit des Herzens entſpringt, keinem Menſchen ſein Eigenthum entwendet, und die geſellſchaftliche Harmonie nicht ſtört.

— Man muß geſtehn, ſagt' ich, daß Ihr Ueberſetzer ein ſehr gefälliger Mann iſt; ein Mädchen von funfzehn Jahren würde viel richtiger urtheilen. Er iſt ſogar von dem Sinne ſeines Originals weit abgewichen. Denn Beccaria, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, beklagt ſich bloß über die Strenge der Geſetze, die dieſen Wollüſtlingen Tod und Scheiterhaufen zuerkennen; und darin hat er Recht, denn verbrennen heißt nicht bekehren. — Dieſer Ueberſetzer iſt doch ein aufgeklärter Rechtsgelehrter. — So iſt er wenigſtens ein ſchlechter Politiker, weil er nicht weiß, daß, ohne jenes wechſelſeitige, glückliche Anziehn beider Geſchlechter, weder Geſellſchaften noch Reiche be-

ſiehn können, und daß die Geſchicklichkeit eines Staatsmanns darin beſteht, durch Aufmunterung der Heirathen, die Abſichten der Natur zu unterſtützen.

— Ich bin völlig Ihrer Meinung, ſagte Herr Windenheim, und finde es unſchicklich, daß ein Mann von Ernſt und Würde den Abſcheu zu verringern ſucht, den glücklicherweiſe Ausſchweifungen ſolcher Art noch dem großen Haufen erregen, und ich meinestheils glaube, daß der Zufluß der Fremden nicht eine der geringſten Urſachen von dem iſt, was in dieſer Art hier getrieben wird.

Als dieſe Religion von Florenz nach Berlin verpflanzt ward, fand ſie anfanglich nur ſehr wenige Anhänger. Die Neuheit ihrer Lehrſätze machte die furchtſamen Geiſter ſcheu. Man ließ ſich aber doch aus Neugier in ihren Geheimniſſen einweihen. In der Folge fand man in dem, was man erſt empörend gefunden hatte, ein Zartgefühl, eine verfeinerte Empfindung. Die Schwierigkeiten machten luſtern, der Eigenſinn miſchte ſich ein, und am Ende ward dieſe Religion die herrſchende. Der Eifer für dieſen neuen Götzen-

dienſt ging ſo weit, daß die Katechumenen ſich eine Ehre daraus machten, die Zeichen deſſelben öffentlich zu tragen, und ein dicker Haarzopf, eine breite Halsbinde, ſingerdick Puder auf den Schultern, waren die Zeichen, woran die Eingeweihte, einander erkannten. Dieſe Tracht fing aber an Mode zu werden, jedermann erſchien in derſelben, die Gläubigen konnten einander nicht mehr unterſcheiden, und mehr als einmal wurden, aus ſehr unwillkommenem Irrthum, die heiligen Miſterien an Profane verrathen."

Du ſiehſt, daß ich gar nicht Unrecht hatte, als ich Dir den Herrn Windenheim als einen gelehrten Wüſtling ſchilderte. Man kann ſich nicht auf wichtigere und ehrwürdigere Beyſpiele berufen, als er. Ich könnte noch hinzuſetzen, daß der antiphyſiſche Geſchmack, der ſeinen Namen daher hat, weil er ſich den Abſichten der Natur entgegenſetzt, ein würklichen phyſiſchen Grund hat; nicht darum, wie einſt ein preußiſcher Philoſoph geſagt hat, weil alles, was da iſt, phyſiſch iſt, ſondern, weil der unbezwingbare Hang des einen Geſchlechts zu dem andern ſich ſchon in der Kindheit äußert.

Die jungen Menſchen fühlen ihre Kräfte, aber ihr Inſtinkt, der von den Gegenſtänden entfernt iſt, die ihn befriedigen könnten, bleibt natürlicherweiſe bey denen ſtehn, die ihnen am ähnlichſten ſind. Nun giebt es einen Zeitraum, wo ein Knabe viel Aehnlichkeit mit einem jungen Mädchen hat; eben die friſche Geſichtsfarbe, eben die glänzende Haut, eben das Markigte in den Formen, eben das Sanfte im Blicke und in der Stimme. Wenn ſein unſchuldiger Geſpiele ſich in ihn verliebt, ſo wird dieſe Liebe bloß Irrthum ſeyn, ein Opfer, das dem weiblichen Geſchlechte in ſeinem Konterfey dargebracht wird; ſie hört aber auf, Irrthum zu ſeyn, ſobald der junge Menſch von der Vernunft erleuchtet wird, und der Irrthum wird zum Verbrechen, ſobald er ihn in den Armen einer Laïs erkannt hat. Jeder Eigenſinn wird Hang, und jeder Hang Gewohnheit.

Dreyzehntes Kapitel.

Ein neuer Joseph. Temperament der Gräfin Blastrow. Liebschaften der Madam Lubinska und des Hauslehrers Landhof. Unfall des Herrn Windenheim. Gelehrsamkeit.

Ich ging diesen Morgen in ein Kaffeehaus, wo ein Kandidat der Theologie eintrat, ein junger wohlgewachsener Mann, der seit vier Wochen von der Universität gekommen war. Wir unterhielten uns einander, und ich fand, daß seine Lehrer ihm alle Kenntnisse beygebracht hatten, außer Weltkenntniß. Er hatte noch seine erste angeborne Unschuld und Offenherzigkeit. Als das Gespräch auf das schöne Geschlecht fiel, ward er roth und schlug die Augen nieder. — Was fehlt Ihnen? fragt' ich. — Ich denke, erwiederte er mit einem Seufzer, an ein Abentheuer meiner Reise, das mich noch jetzt schamroth macht.

Dieſe wenige Worte machten meine Neugier rege; ich bat ihn, ſie zu befriedigen. Hier iſt ſeine Geſchichte.

Es giebt wenige Weiber, die ein ſo vieſ verlangendes Temperament haben, als die Gräfin Blaſtrew. Sie bringt den Sommer auf dem Lande zu, und da iſt ihr alles gelegen, was ihr in den Wurf kommt. Neben ihrem Schloſſe hält die Poſt an, um die Pferde zu wechſeln. Aus ihrem Fenſter beurtheilt ſie die Reiſenden, und wenn ſich einer darunter findet, der ihr anſteht, ſo läßt ſie ihn bitten, bey ihr einzutreten, bis die Pferde gewechſelt ſind. Dieſe Zeit iſt nur kurz, und ſie ſorgt dafür, daß ſie nicht mit unnützen Reden verſchwendet werde.

Mein Student hütete ſich nicht für dieſen Fallſtrick und trat ein. Nach dem Frühſtücke führte ſie ihn in ihr Kabinet, und eröffnete ihm mit dürren Worten, worauf es ankäme. Noch ganz voll von ſeinen moraliſchen Abhandlungen, glaubt' er, Potiphars Weib vor ſich zu ſehn, und, als ein neuer Joſeph, entſchuldigte er ſich nach Möglichkeit. Die hitzige Gräfin, der dergleichen Wei-

gerung noch nicht vorgekommen war, ſchien anfänglich etwas betreten. Sie verſuchte allerhand Liebkoſungen, enthüllte ihre Reize, und munterte ihn durch ſchlüpfrige Geberden und Reden auf; aber der fromme Jüngling hatte das Zeichen des Kreuzes gemacht, und widerſtand den Verſuchungen mit dem Muthe eines Heiligen. Im höchſten Zorn, und mit Augen, die von Wuth und Begierde funkeln, faßt ſie eine Piſtole, ſetzt ſie ihm auf die Bruſt, und ruft: Herr! wählen Sie! ... Welche Verlegenheit! Man liebt die Tugend, aber man liebt auch das Leben, und ſich in der Märtirerlegende einſchreiben zu laſſen, dazu iſt es noch immer Zeit. „Noth kennt kein Geſetz," ſagt er zu ſich ſelbſt, „ſelbſt die katholiſche Kirche „erlaubt ja, des Freytags Fleiſch zu eſſen, wenn „man auf Reiſen iſt; dieſes Freybriefs will ich „mich bedienen."

Er macht alſo der Frau Gräfin einen tiefen Bückling, verſichert ſie ſeiner ehrerbietigſten Ergebenheit, und betheuert, daß er ſich glücklich ſchätzen wird, wenn er irgend etwas thun kann, das ihr angenehm iſt. Dieſe war nun gar nicht

die Frau, die ſich an einem zierlich geſetzten Kompliemente begnügte; ſie zerrte ihn alſo auf das Kavagge, und ließ ihn, ohne die Piſtole wegzulegen einen akademiſchen Vortrag aus dem Stegreiſe halten, an welchem auch kein Redetheil fehlen durfte. Die Vorleſung dauerte lange, er ſtockte zuweilen, aber man half ihm zu gelegner Zeit ein, und ſo erreichte er denn endlich doch den Schluß der Rede.

Die Gräfin öfnete nun ihren Schreibetiſch, ohne ein Wort zu reden, nahm zehn Dukaten, und drückte ſie dem Studenten in die Hand. Das, ſagte ſie, iſt für ihren guten Willen, und dies für ihre ſchlechte Arbeit! ſetzte ſie hinzu, und gab ihm ein Paar kräftige Ohrfeigen.

Ich tröſtete dieſen pauper Studens, der ſich über die Verderbtheit der Welt nicht genug wundern konnte, und um ihn aufzumuntern, erzählte ich ihm die ganz neue Geſchichte eines ſeiner Kammeraden, der mit wenigern Gewiſſensbiſſen mehr Glück hatte.

Eine polniſche Dame, die durch Berlin reiſte, erblickte den jungen liebenswürdigen Laudhof,

dem alle Schönen huldigten, und faßte den Vorsatz, ſich denſelben zuzueignen. Sie ließ ihn zu ſich kommen, und trug ihm die Erziehung ihres dreyjährigen Sohnes an, bey freyer Koſt und hundert Dukaten Jahrgehalt. Er nahm den Vorſchlag an, und ſie reiſten noch an demſelben Tage nach Polen, dieſem guten Lande, wo die Männer geſchoren ſind, wie die Mönche, gegürtet, wie die Maulefel, und beſchlagen, wie die Pferde, wo das Latein wohlfeil iſt, und Höflichkeit nach der Goldwage verkauft wird: wo die Bürgerlichen ſeltner ſind, als die Edelleute, und die Edelleute ärmer, als die Bürger.

Alles das rührte den Herrn Präcepter nicht. Die Dame war ſchön, verliebt und freygebig. Der kleine Balg war noch nicht alt genug, um leſen zu lernen; das Studiren nahm alſo der Liebe keine Zeit weg, und er wußte das zu benutzen. Unglücklicherweiſe herrſchte im Schloſſe ein Ehemann, der kein deutſcher Ehemann war. Der edle Pole ſchöpfte Verdacht. Was, ſagt' er, ich deſſen veto ſonſt allen Fürſten der Erde den Weg zum Throne verſperrt, ich ſollte nicht aus meinem

Hause einen Maulaffen verjagen können, der meiner Frau den Hof macht? Er soll fort, das schwör ich des alten Woywoden. . . .

Fort ging er würklich, aber in guter Begleitung, mit der Kutsche, den Pferden, den Dukaten, den Juwelen und der Gemahlin des sehr edlen Mitglieds des ehemaligen Reichstags. Sie sind wieder in Berlin, wo sein Veto sie nicht erreichen kann, und wo die Frau Gräfin von ihrem schönen Hofmeister zwar angebetet, aber auch immer mehr zu Grunde gerichtet wird, so, daß sie bald keine andre Zuflucht mehr haben wird, als bey Madam E** oder in der Charité.

Ist es nicht Jammerschade, daß Madam Lubinska nicht eine Mediceis ist und Landhof ein italienischer Abbé? Sie würde ihn auf den Stuhl des heiligen Petrus setzen. Sie sehn, sagt' ich zu meinem Studenten, daß es hienieden mehr als einen Weg zum Glücke giebt. . . .

Herr Windenheim hat meinen Brief unterbrochen, aber mir auch Stoff gegeben, ihn zu schliessen. Man hat ihm diese Nacht Uhr, Börse, Perücke, Rock, kurz alles, was der arme Teufel auf

dem Leibe hatte, geſtohlen. Die Geſchichte iſt zu hübſch, um ſie Dir nicht zu erzählen.

Er war ſeit langer Zeit in Madam Rotzer, die Frau ſeines beſten Freundes, verliebt, und nie hatte er eine günſtige Gelegenheit für ſeine Begierden finden können. Ueber die Nothwendigkeit ganz im Stillen zu ſeufzen, tröſtete er ſich mit der Hofnung, daß ſeine ſchmachtende Blicke die Grauſame erweichen würden. Geſtern erklärte Herr Rotzer, daß er wichtiger Geſchäfte halber aufs Land reiſen müßte. Sobald Windenheim die Abreiſe erfährt, eilt er zu den Füßen ſeiner Schönen, und dringt in ſie, dieſen ſo lange erſehnten Zeitpunkt zu benutzen, und ſeine Liebe zu krönen. Anfänglich ſpielt man die Unerbittliche, die Tugendhafte, läßt ſich aber endlich zum Mitleid mit ſeiner Liebespein bewegen. Sie lagen nun in tiefem Schlafe verſunken, und erholten ſich von ihren Liebeskämpfen, als plötzlich der Mann, deren Haupt zu Fuß aus einem Kabinette hereintritt, und ohne die geringſte Verwunderung zu äußern, unſerm Windenheim erklärt, daß er augenblicklich entweder zur Thür oder zum Fen-

ſtellt ſich fortpacken müſſe. Der beſchämte Galan läßt ſich das nicht zweymal ſagen, er entſchlüpft, mit den Hoſen in der Hand, auf die Gaſſe, läßt alle ſeine Habſeligkeiten im Stich, und dankt noch Gott, daß er ſo wohlfeil davon kommt. Um ſeine Beſchämung zu vollenden, findet er, bey ſeiner Zuhauſekunft, einen Brief aus Hamburg vor, woraus er erfuhr, daß dieſer Rotzer unverheirathet, daß die für ſeine Frau gehalten würde, eine liederliche Metze, und er nicht der erſte von ihr Betrogne wäre, da dies ſaubere Paar ſchon ſeit mehreren Jahren von dergleichen Gaunereyen lebte.

Vortreflich! rief ich aus; es iſt mir recht lieb, daß Sie dieſen kleinen Denkzettel bekommen haben; ich wundre mich nur, daß es Ihnen nicht ſtärker zu Herzen geht. Da ſie ein Gelehrter ſind, ſo können Sie Sich einer ähnlichen Begebenheit erinnern, die dem Salluſt wiederfuhr, der bey der ſchönen Fauſta von ihrem Manne Milo ertappt wurde. Er kam nicht ſo gut weg, wie Sie; denn er mußte tüchtig bezahlen, und bekam noch eine Tracht Schläge in den Kauf.

— Ja, verſetzte Bindenheim, aber dafür erfuhr auch die ganze Welt, daß er die Gunſtbezeigungen dieſer Dame genoſſen hatte, und das machte ihm viel Ehre, die er freylich mit mehr als Einen römiſchen Ritter theilte. Horaz erzählt uns von einem gewiſſen Villius der auch mit ſeinem Buckel die Zeche bezahlte. Wenn man aber dieſen Villius und Salluſt, die geprügelt wurden, weil ſie die ſchönſte und vornehmſte Dame von Rom genoſſen hatten, und wenigſtens ihre Schultern durch ihre Eitelkeit tröſten konnten, mit mir armen Teufel vergleicht, der ich durch die Spitzbüberey einer liederlichen Vettel zu Schlägen gekommen bin: So iſt doch mein Schickſal wohl Bedauernswerth. — Aber, erwiederte ich, ſprechen Sie einmal aufrichtig; glauben Sie, daß der Adel im Bette einen groſſen Vorzug giebt? Horaz, Ihr Lehrer, war dieſer thörigten Meinung gar nicht; er zog vielmehr ein Freudenmädchen vor, und fand, daß dieſe oft einen hübſchern Fuß und zartere Glieder hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Streit in der Kirche. Meinung des Doktors Krinkini. Ungewöhnliche Art der Liebe. Beyspiel von Sorgloſigkeit.

Wie geht es zu, daß die Menſchen auf das, was ſie eine vornehme Geburt nennen, ſo eitel ſind. Man ſehe nur jenen ungariſchen Edelmann. Er hat keine andern Vaſallen, als ein altes Pferd und vielleicht ein Paar Ochſen; keinen andern Pallaſt, als eine verſchloſſene Hütte; und doch iſt er ſtolzer, als ein Baſſa von drey Roßſchweifen. In Spanien und England finden wir den nehmlichen Stolz, und zu Berlin ſo gut, als anderswo. Wenn dies Vorurtheil ihnen nur noch ein Sporn zur Tugend wäre! Aber wenn es ſonſt nichts hervorbringt, als eine lächerliche und beleidigende Eitelkeit, ſo kann ich mich nicht enthalten, Seine Excellenz zu befragen, ob Hochdieſelben von der Keuſchheit der Damen ihres Stammes ſo gewiß

überzeugt ſind, daß ſie nicht fürchten dürfen, daß irgend ein Stallknecht einmal ein Einſchiebſel in ihren Stammbaum gemacht habe.

Vorigen Sonntag war ich auf dem Lande bey Madam Steffel, und begleitete ſie in die Kirche. Als ſie aus ihrem Stuhle trat, um das Abendmahl zu empfangen, war ihr eine Frau vorgetreten, deren Familie ſechzig Jahre ſpäter, als die ihrige in den Adelſtand erhoben war. Madam Steffel ging keinen Schritt weiter, ſondern kehrte voll Unwillen zu ihrem Sitze zurück. — Mir vortreten! ſagte ſie, das Stück iſt zu ſtark, und ich muß Genugthuung haben. . . Noch an dem nehmlichen Tage warf ſie dem Pfarrer einen Prozeß an den Hals, weil er zugegeben hatte, daß ſie im Angeſichte des Altars ſo grauſam beſchimpft worden.

Zu den Zeiten des deutſchen Kaiſers, Karl des Fünften, wollten zwey Damen von hohem Range beſtimmt wiſſen, welche bey Hofe vor der andern den Vortritt hätte. Die eine erklärte, daß wenn Sylveſter der II. ſich dem Teufel ergeben hätte, um vorzüglich vor ſeinen Mitbewerbern

Pabſt zu werden, ſie von Herzen gern ihren Mann, ihre ganze Familie und ſich ſelbſt allen möglichen Teufeln ergeben wollte, um vor ihrer Nebenbuhlerin den Vortritt zu haben. Der Kaiſer ſelbſt mußte dieſen großen Streit entſcheiden.

Als der Galatag erſchienen war, wo dieſe groſſe Streitfrage zur Entſcheidung kommen ſollte, entſchied Karl der Fünfte, der die Weiber wohl kannte, im Beyſeyn des ganzen Hofes, daß die Häßlichſte jedesmal voran gehn ſollte. Und nun bemerkte jedermann, daß die Dame, die den Pabſt unter ſo vielen Verwünſchungen angeführt hatte, und ſich auf eine ganze Sammlung von Diplomen berief, die eine Reihe von mehr als dreyhundert väterlichen und mütterlichen Ahnen außer Zweifel ſetzte, die erſte war, die ihrer Nebenbuhlerin zurief: Seyn Sie doch ſo gütig, und gehn Sie voran.

Der Doktor Krinkini ſagte geſtern in einer Geſellſchaft, wo ich zugegen war, ein Vergehn, wenn es nicht bis zur Ausſchweifung getrieben wird, iſt beſſer als eine zu hoch geſpannte Tugend. Nein, antwortete Herr Sollikam, mit vieler Würde, die

Tugend

Tugend iſt immer Tugend, und die Menſchen, die ſie in höherm Grade beſitzen, müſſen dadurch unter ihres Gleichen noch ſchäzbarer werden, wogegen ein Laſter, wenn es noch ſo klein iſt, immer ein Vergehn bleibt. So wahr iſt es, daß das Böſe immer böſe iſt, und ſo umgekehrt auch das Gute.

— Ihre Meinung iſt ein Irrthum. Das Gute und das Böſe ſind nothwendig. Das eine dient zur Erkenntniß des andern. Der Schmerz, den wir bey Krankheiten fühlen, lehrt uns das Glück der Geſundheit ſchäzen. — Wie! Sie glauben alſo, daß es nöthig ſey, daß wir leiden müſſen, um das Glück des Wohlſeyns ſtärker zu fühlen? — Ganz gewiß. — Sie kennen alſo die Kunſt zwiſchen Glück und Unglück nicht? — Die giebt es gar nicht. — Allerdings, Herr Doktor! Es giebt eine Mittelſtufe zwiſchen allen Extremen. Wenn Sie aufgehört haben mit Ihrem jungen Zöglinge dem ſchönen Badini, das antiphyſiſche Vergnügen zu theilen, ſo genießen Sie nicht mehr, ſondern Sie empfinden den Zuſtand der Ruhe, ohne die Gewiſſensbiſſe der Reue zu fühlen; dann ſind Sie

ein Mittelwesen. Haben Sie im Gegentheil tausend Dukaten im Pharo verloren, so fühlen Sie den Verdruß, den Ihnen Ihr Verlust macht. — Sie müssen aber wissen, lieber Sollikam, daß alles warm oder kalt, fest oder flüßig, fix oder beweglich, stark oder schwach, vorgesehn oder unvorgesehn, und kurz gut oder böse ist. Der Abstand, der, ihrer Behauptung nach, zwischen den Extremen vorhanden ist, kommt von den Extremen selbst her, ist das Mehrere oder Mindere derselben, und Sie sagen, mehr oder weniger warm, kalt, gut, böse u. s. w. Nun sind es aber, wenn Sie zwey Gränzen auf einem Felde annehmen, die Gränzen selbst, die die Mitte zwischen einander bilden.

Einige Tage fuhren wir aufs Land zu dem Doktor, wo man uns nicht erwartete. Er sucht sein junges Weib, eine Brünette von etwa zwanzig Jahren, die alle Annehmlichkeiten ihres Geschlechts besitzt. Wir finden sie endlich in einem von den Kabinetten, die in dem prächtigen Gebüsche des Parks versteckt liegen, und wo sie mit dem schönen Badini die reinen Vergnügungen der

Liebe theilt. . . . Welch ein glückliches Paar! Welche ſchöne Unordnung! Welches wollüſtige Dahingeben! Welche Formen! Welche Reize! Welche herrliche Carnation!

Der Jüngling, in völliger Beſiegung ſeiner Geliebten begriffen, zeigt zwey vollkommen gebildete Halbkugeln, die dem Doktor über Alles werth waren. Es war Pſyche in den Armen des Sohns der Venus. . . . .

Krintini gerieth außer ſich über die Untreue ſeiner Gemahlin; aber Sollikam redete ihn mit ſeiner gewöhnlichen Würde an: Jeder Fehler, der nicht bis zur Ausſchweifung getrieben wird, iſt beſſer als zu hoch geſpannte Tugend . . . und die Unfälle, die uns im Leben begegnen, dienen dazu, uns die Süßigkeiten der Ruhe angenehmer zu machen.

Es wird nicht unrecht ſeyn, hier einige Worte über die unpaſſende Verbindung des Doktors mit ſeiner jungen Gattin zu ſagen, um den Leſer mit einer von den Liebesliſten der berliniſchen Damen bekannt zu machen. Hier iſt das Mittel, das Badini fand, um dem Weibe ſeines

Professors, selbst in Gegenwart des Mannes, seine Liebeserklärung zu machen. Sie waren in einem kleinen Saal, dessen Fenster auf die Straße hinausgingen. Gleich nach dem Mittagessen erhub sich ein abscheuliches Gelärme von sehr schnell fahrenden Wagen, und man öfnete die Fenster, um die Ursache davon zu wissen. Der Professor sah hinaus, und Badini stellte sich mit seiner zärtlichen Freundin an das andere Ende des Balkons. Sie sehn etwa zwanzig Wagen vorbeyfahren, deren jeder mit einigen nicht vestliegenden Brettern beladen ist.

Die Schnelligkeit des Fahrens verursachte ein solches Getose, daß es unmöglich war, auf einen Schritt Weite einander zu verstehn. Um sich zu sprechen, mußte man ganz dicht beysammenstehn. Liebende hören immer feiner, als andere. Die Fuhrleute, denen Badini ihre Mühe reichlich bezahlte, verdienten ihr Geld nicht umsonst, und das verliebte Paar genoß das Glück, einander seine Zärtlichkeit zu eröfnen, welches ihnen die immer wachsamen Augen eines überlästigen Ehemannes bisher unmöglich gemacht hatten.

Einige Tage nachher hatte ich die Ehre, mit dem Neffen des berühmten Admirals Kempenfeld, der mit seinem Schiffe, Royal George, auf der Rhede von Plymouth unterging, und mit dem spanischen Gesandten in Gesellschaft zu seyn. Der Doktor Krintini war auch da. Wir gingen, bey dem herrlichsten Wetter, am Ufer der Spree *) spazieren. Der Gesandte beklagte sich über die Sorglosigkeit der Unterthanen seines Herrn. Der Doktor behauptete, die Sorglosigkeit wäre die Quelle aller Plagen. Lieber Doktor! sagt' ich, Sie sehn alles schwarz. Was würden Sie denn von einem zu sorgsamen, und eben daher unruhigen Volke sagen? Glauben Sie mir, Sorglosigkeit ist eine Schwester des Frohsinnes; man ist immer zum Lachen aufgelegt, wenn man sich über nichts beunruhigt. — Mögen Sie doch bey dem Glauben bleiben! erwiederte der Gesandte.

Ein Bettler, der am Ufer saß, bat uns um ein Allmosen. Da ich ihm der Nächste war, gab

*) Das französische Original nennt die Oder; ein so guter Geograph ist der Autor.

ich ein Stück Münze. Die Mütze, die er hinhielt, die Gabe zu empfangen, war zerrissen. Das Geld fällt durch, rollt und läuft in den Fluß. — Es ist weg, sagte der Bettler; was war es denn? — Eine kleine Münze. — Weiter nichts? der Verlust ist nicht groß. So sagt' er und wir setzten unsern Spaziergang fort. Da ich mich mit dem Gesandten nicht geradezu in Streit einlassen wollte: so sagt' ich zum Doktor: Da sehn Sie das Glück der Sorglosigkeit. . . . — Sie haben Recht, erwiederte Lord Kempenfeld, dieser Mensch ist, bey aller seiner Dürftigkeit, glücklich.

Zwey Stunden nachher kamen wir wieder zurück, und fanden den Bettler noch hier. — Bedenken Sie doch den Armen, sagte er mit zuversichtlichem Ton. Der junge Engländer zog ohne Bedenken einen Diamantring vom Finger und warf ihn in die Mütze, der durch die nehmliche Oefnung herabfiel, und in den Fluß rollte. — Wieder verloren! sagte der Bettler, und fragte, was es gewesen wäre? — Eine Kleinigkeit! erwiederte Mylord, ein Diamant von zwey tausend Pfund Sterling. — Zwey tausend Pfund Ster-

ling! schrie der Bettler, o ich Unglücklicher! Meine verwünschte Sorglosigkeit! Hätte ich das verfluchte Loch ausgebessert, als die Kupfermünze durchgefallen war, so wäre der Diamant nicht verloren... Mit den Worten springt er auf, stürzt sich in den Fluß und ertrinkt. — Sehn Sie, sagte der Gesandte, die traurige Folge der Sorglosigkeit? — Ach ja! erwiederte der Doktor, ich sehe wohl, daß es auf das Mehr oder Weniger ankommt. Der Antheil, den wir an den Dingen nehmen, hängt von dem mehrern oder mindern Eindruck ab, den sie auf unsre Sinne machen. Dieser Mensch, der sich um den Verlust einer geringen Münze nicht härmte, ward von dem Verluste eines Diamanten betroffen, der ihn in Wohlstand versetzen konnte. Verzweiflung trat an die Stelle seiner Sorglosigkeit, und er stürzte sich in den Tod. Menschen aller Zeiten, aller Länder, aller Stände! Es ist immer nur das Mehr oder Weniger, was Euch zu Grunde richtet. Bestrebt Euch also doch, zwischen den äußersten Gränzen, die richtige Mittelstraße des Glücks zu finden.

Funfzehntes Kapitel.

Reiſe nach Sans-Souci. Mittelpunkt des Glücks. Das unglückliche Nichts. Galante Partie.

Zwey allerliebſte Frauenzimmer luden mich zu einem Spaziergange nach Sans-Souci ein; denn es iſt würklich mehr ein Spaziergang, als eine Reiſe. Ich nahm die Aufforderung mit aller der Freude an, die die Jugend natürlicherweiſe zum Vergnügen hinzieht, welches ich mit denſelben zu theilen hoffte. An dem beſtimmten Tage ſtellte ich mich alſo ein, war aber ſehr betreten, einen groſſen, ſtarken, ernſthaften und ſchwerfälligen Menſchen vorzufinden, der in einem Uniform-Ueberrocke der preuſſiſchen Garde prunkte. Er ſprach gut, aber zu viel, als daß man ihm immer mit gleicher Theilnahme zuhören konnte. Kurz! Herr von Liebentwall, ſo hieß er, ſprach über nichts anders, als über ſeinen Adel, ſein Vermögen, ſeine wahre oder angebliche Tapferkeit, und ſeine Bataillons, und

erzählte uns, wie solche, unter seinem Kommando, manövrirten. Er stieg zuerst in den Wagen, die Frauenzimmer folgten, und ich machte den Beschluß. Ich glaubte, in seinen Geberden einige vertrauliche Dreistigkeiten zu bemerken, die mich schließen ließen, daß er unsere Gesellschafterinnen sehr genau kennen müßte. Ich, als Zuschauer, saß betreten, ungewiß und stumm vor seiner Wichtigkeit, der mir, gleichsam aus Gnaden, bekannt machte, daß er mich mit seinen Nichten, zu seiner Verwandtin, der Frau von Sulamon führen würde.

Dieser Schatten von Huld gab mir wieder Muth. Ich ward dreister, und beklagte mich, wie wohl ganz sanft, darüber, daß diese Damen so still wären. Sie waren würklich allerliebst. Die jüngste, die mich vorzüglich fesselte, konnte zwanzig Jahre alt seyn, und die ältere, die sie Kusine nannte, schien etwan ein Jahr älter. Herr von Liebentwall, als Soldat ohne Ceremonien, und als Hofmann ohne alle Umstände, setzte seine vertrauliche Betastungen gegen den Thron fort, der ihm wahrscheinlich am besten gefiel.

Wir tadeln oft an andern Freyheiten, die wir uns selbst nicht nehmen dürfen. Diese Empfindung fühlt' ich jetzt. Sie gab mir ein Körnlein Eifersucht. Der Herr Offizier, der das vielleicht merkte, gab mir zu verstehn, daß ihm dergleichen Verfahren nichts Neues wäre.

Da ich mich nicht länger halten konnte, fielen mir einige Verse ein, die auf diese Umstände paßten, und ich sagte also zu den Frauenzimmern:

Un fat portant vers chaque objet
Son inconstance vagabonde,
Fait à tout le monde un secret
De ce qu'il dit à tout le monde.
L'amour discret, l'amour constant,
Connaît la muette éloquence,
Il sait parler en se taisant;
Il sait entendre le silence.

L'amour, sans ce dieu protecteur,
Eut déjà déserté Cythère;
Il encourage un tendre coeur
Par l'attrait puissant du mistère.

Zélis, au regard ingénu,
Lui doit toute son innocence;
Elle peut vanter sa vertu,
Tant qu'elle est sûre du silence. *)

Auch dies täuschte meine Erwartung. Herr von Liebentwall nahm meine Satire für einen Lobspruch, verglich sich mit dem Schweigen, und behauptete, Zelis könne sich auf ihn verlassen.

*) Ein Thor, der unbeständig um jeden Gegenstand flattert, macht der ganzen Welt ein Geheimniß von dem, was er doch der ganzen Welt sagt. Verschwiegene und beständige Liebe kennt die stumme Beredtsamkeit, spricht ohne ein Wort zu sagen, und weiß auch das Stillschweigen zu verstehen.

Ohne diese schützende Gottheit, hätte Amor schon Cythere verlassen. Das Schweigen giebt einem zärtlichen Herzen Muth durch den mächtigen Reiz des Geheimnisses. Zelis, mit dem unbefangenen Blicke, verdankt ihm ihre ganze Unschuld. Sie kann dreist auf ihre Tugend pochen, so lange sie sich auf das Schweigen verlassen kann.

Wir kamen nun in Sans-Souci an. Der Pallaſt iſt von innen und von außen prächtig. Das ſieht nicht aus, ſagt' ich zu mir ſelber, wie der Ruheort eines königlichen Weltweiſen, ſondern vielmehr eines philoſophiſchen Königs. Die weitläuftigen, mit allen möglichen Annehmlichkeiten geſchmückten Gärten verkündigten den Luxus eines Herrſchers, und nicht die beſcheidene Einfachheit eines Sohns der Natur. Wir durchlieſen das alles ſehr ſchnell, um zur Frau Baronin von Culamon zu kommen, die, wie man vorgab, uns mit Ungeduld erwarten würde. Wir wurden in ihr Haus eingeführt. Stelle Dir den plumpen Eigenſinn des Weibes vor, das uns nicht annehmen wollte, weil wir um zwanzig Minuten zu ſpät gekommen waren. Dies war ihre Laune, und die kann jede deutſche Baronin haben, beſonders, wenn ſie ihre Launen bezahlen kann.

Die Frau Baronin von Culamon hatte uns zum Mittagseſſen erwartet. Die dazu veſtgeſetzte Stunde hatte geſchlagen, und die Speiſen ſtanden auf der Tafel.

Elle avait lu Boileau. Elle savait très-bien
Qu'un dîner réchauffé ne valut jamais rien.*)

Eine Viertelſtunde vor der Mahlzeit war die Baronin ſchon unſichtbar geworden. Man konnte ſie nicht ehr ſehn, als bis ſie verdaut hatte, und mit ihrer Verdauung ging es ziemlich langſam von Statten. Wir wurden alſo in einem beſondern Zimmer bewirthet, und ob wir gleich die Geſellſchaft der Dame entbehren mußten, ließen wir es uns doch ſehr gut ſchmecken, wir wurden prächtig und mit aller Aufmerkſamkeit bedient. Der Rheinwein, das engliſche Ale, und feine gebrannte Waſſer aus Indien und Frankreich, würkten auf uns zum Bewundern. Als der Nachtiſch aufgetragen war, und die Bediente uns verlaſſen hatten, benutzten wir dieſen Vortheil, und überließen uns dem Vergnügen eines freyern Geſprächs, wo wir unſerm Witze freyen Lauf ließen. Herr von Liebentwall glänzte nun zwar von dieſer

*) (Sie hatte den Boileau geleſen, und wußte wohl, daß ein aufgewärmtes Mittagseſſen nichts taugt.)

Seite nicht sonderlich, und ich mogte mir nicht die Mühe geben, ihm zu widersprechen; denn er hielt sich in allem Ernste für witzig. Bey jedem Worte, wodurch er seinen Witz in vollem Lichte gezeigt zu haben glaubte, gab er sich selbst durch ein lautes Gelächter Beyfall. Es wäre Schade, und vielleicht gefährlich gewesen, ihn in dieser vollkommenen Sicherheit zu stören.

Ich erfuhr nun die Namen unserer beyden liebenswürdigen Begleiterinnen. Die älteste hieß Wilhelmine, und die andere Julchen. Ach! für die letztere war mein Herz eingenommen.

Ich war bey ihr, und gab ihr meine Liebe zu erkennen, aber mit der Zurückhaltung, die ihr zu verstehn gab, daß zu viele Blicke uns beobachteten. Ich verwünschte von ganzem Herzen den geschwätzigen und langweiligen Liebentwall, der uns mit seinem plumpen Witze quälte, und mit seinen beständigen handgreiflichen Erklärungen, denn ich mußte seine Hände so gut fühlen, als unsre Schönen. Ich litt alles, derjenigen zu gefallen, die ich mir geneigt machen wollte. Glücklicherweise merkte sie das, und schien es mir Dank zu

wiſſen. Es ward abgetragen, und wir gingen in den kleinen Saal, noch immer in der Erwartung, zur Audienz bey der Frau Baronin vorgelaſſen zu werden.

Als ich ſo bey meinem Julchen war, bemerkte ich, daß Wilhelmine uns mit einem gewiſſen Kaltſinn beobachtete. Der Herr Offizier bat ſie, eins der neuſten Stücke zu ſingen, die ſie wüßte. Sie ſang uns folgendes, nach einer zwar deutſchen, aber doch ganz angenehmen Weiſe:

Plaisir qui n'est pas ordinaire,
Est toujours celui qu'on chérit.
Le nom fatigant de mari
N'est pas un titre fait pour plaire.
Celui d'amant, beaucoup plus doux,
Inspire un sentiment plus tendre;
Et l'on est contraint de se rendre,
Malgré la haine des jaloux. *)

*) Wir lieben immer das nicht alltägliche Vergnügen. Der ermüdende Name eines Ehemanns iſt kein gefallender Titel. Der viel ſüßere eines Liebhabers weckt viel zärtlichere Empfindungen, und man iſt gezwungen, ſich, dem Haſſe der Eiferſüchtigen zum Trotze, überwunden zu geben.

Nach dieſem Geſange ſchloß ich, daß die Sängerin verheirathet, Liebentwall ihr Liebhaber, und ihr wohl damit gedient wäre, mir ſeinen Platz einzuräumen. Ich bat nun auch Julchen, uns mit dem Zauber ihrer Stimme bekannt zu machen; denn ich ſetzte voraus, daß dieſe ſehr angenehm und reizend ſeyn müßte. Aber unſer Baron, der nicht ſo galant war, als ich, drang in ſie, ohne ihr die Wahl des Stücks zu überlaſſen, uns die Arie des Weltweiſen von Sans-Souci zu ſingen. Mein Julchen gehorchte.

Un monarque puissant et juste,
Dans ce sêjour vit à l'écart,
Méprisant les plaisirs d'Auguste,
En faveur de ceux de César,
Si quelque sévère critique
Osait contre lui déclamer,
Par son calme philosophique,
Trop ferme pour s'en alarmer,
Il répondait d'un ton badin:
„Tous les goûts naissent avec l'homme.

„Jamais

„Jamais le sexe feminin
„De moi ne recevra la pomme, *)

Ich weiß nicht, ob dieſe Arie noch länger iſt, denn Mamſell Zizi, die Geſellſchaftsdame der Baronin, trat in den Saal, und erklärte dem Herrn von Liebentwall und Wilhelminen, daß ſie hereinkommen könnten. Uns bat ſie, noch einige Augenblicke zu verziehn. Das war mir nun ganz recht, denn nun ward ich jene Ueberläſtige los, und ihre Abweſenheit begünſtigte meine Unterhaltung mit Julchen.

So bald ſie weg waren, bemächtigte ich mich ihrer Hände und bedeckte ſie mit Küſſen. Ich wollte mich zu ihren Füßen werfen, aber ſie hielt mich zurück, und blickte ſchüchtern umher, ob wir

*) Ein mächtiger und gerechter Monarch lebt hier einſam, und verachtet die Vergnügungen des Auguſt aus Vorliebe für die Vergnügungen des Cäſar. Wenn irgend ein ſtrenger Tadler gegen ihn loszog, ſo war er, in ſeiner philoſophiſchen Ruhe, viel zu ſtandhaft, ſich darüber zu entrüſten, ſondern antwortete in ſcherzendem Ton: „Jeder Geſchmack wird dem Menſchen angebohren. „Nie wird das weibliche Geſchlecht aus meiner „Hand den Apfel erhalten.

nicht beobachtet würden. Ich drang nochmals darauf, und sie wollt' es nicht zugeben. Endlich gelang es mir, und nun war ich bey dem Heiligthume meiner Gottheit. O Julchen! wie schön kamst du mir vor! Wie freut ich mich, dir mein Herz geschenkt zu haben! ... Und du liebtest mich. Dein Rosenmund hatte es zwar nicht gesagt, aber deine Augen gaben es mir zu erkennen. Für mich war der süße und zärtliche Seufzer, den ich hörte, den ich fühlte, als er deiner Seele entrann. Ihr Menschen! mögt Ihr doch Harpare und Betrüger seyn, alle Laster zusammenhäufen, alle Eure Verbrechen zu verbergen suchen! Bey Julchen vergeß' ich Euch. Ihre Gegenwart verscheucht alle schmerzliche Erinnerungen, und verkündigt lauter Glück. Glücklich, tausendmal glücklich ist der Mann von Gefühl, der in dieser verderbten Welt eine Freundin, eine zärtliche Freundin findet! In ihr allein findet er sein ganzes Weltall.

„Ist es mir erlaubt, Sie zu lieben?" sagt' ich, „anbetenswürdiges Julchen! werden Sie, „gegen die Empfindungen, die ich für Sie hege,

„nicht fühllos ſeyn? Ich will ein Geſtändniß, das „Ihrer Beſcheidenheit vielleicht zu nahe tritt, „nicht übereilen; aber wenn Sie in Ihrem Still„ſchweigen fortfahren, darf ich demſelben für mich „eine günſtige Deutung geben? Darf ich auf ein „Glück hoffen, das ich nur aus ihrer Hand erhal„ten kann? Wenn Sie nicht das Herz haben, zu „ſagen: ich liebe Sie, ſo ſagen Sie wenigſtens: „ich werde Sie lieben können. . . .“

Um einer ſo feurigen Unterhaltung ein Ende zu machen, ſtand Julchen auf, erröthete, ſchlug die Augen nieder und ſagte: „Es iſt unnütz, Ih„re Worte zu wiederholen, da Sie errathen, was „man denkt. . . Ich bitte Sie, ſtehn Sie auf. „Ich zittre, daß man erfahren. . . .“ „Nein! „Nein! rief ich, meine Theureſte! Nichts ſoll „man erfahren; unſer Geheimniß iſt nur für „uns.“

Bey dieſen Worten lag ich noch immer vor ihr auf den Knieen. Sie ſtand vor mir, und berühr„te mich unter ihrer ſehr leichten Kleidung mit groſ„ſer Zärtlichkeit mit dem Umriſſe ihrer Glieder, wodurch meine Begierden rege gemacht wurden.

Julchen, die von meinen zärtlichen Umarmungen in Bewegung geſetzt, betreten, beſtürzt und verlegen war, rührte ſich weiter nicht, als daß ſie mich zurückzuſtoßen verſuchte. Endlich ſetzt' ich alle Zurückhaltung beyſeite, und ſchob meine verwegene Hand nach dem Orte hin, der mich entzückt hatte. Meine feurige Hand fährt auf der ſchönſten Atlashaut hin und wieder. Mein Blut in den Adern fängt an zu kochen; ich kann mich nicht länger halten, ſondern hebe die läſtigen Kleider in die Höhe, die jene Schätze meinen Augen entzogen. Meine Göttin that einen kleinen Schrey, und ſetzte ſich raſch nieder, aber auf meine Hand. — In dieſer Stellung befanden wir uns, als Zizi eintrat. . . .

Was das für ein Kinderſpiel iſt! rief dieſe; wie kann man ſitzen bleiben, wenn ein Liebhaber zu unſern Füßen liegt! Julchen und ich baten ſie, verſchwiegen zu ſeyn. Sie ſagte es zu und führte uns in das Zimmer der wichtigen Baronin von Eulamon.

Dies war eine Frau von etwa vierzig Jahren, deren Dicke und Fettigkeit ihren Reichthum ver-

kündigte. Ihr Saal hatte keine weitre Zierrathen als Gold und Purpur, aber so geschmacklos angebracht, daß das Ganze plump und widrig aussah. Alles war reich, aber nichts war schön, nicht einmal die Bewohnerin.

Die Dame nahm mich huldreich bey der Hand, die sie mir drückte, und ließ mich neben sich auf dem Sopha sitzen. Ich war nicht wenig betreten, als ich beym Niedersitzen gewahr ward, daß ich mit ihr allein war. „Kommen Sie, junger Fremder! Schon vor drey Tagen legt' ich mir die Karten, und die kündigten mir ihren Besuch an." Zizi trat herein, mit einem Präsentierteller von Porzellan mit dergleichen Bechern und einer prächtigen Flasche Liqueur. Ich wollte nicht trinken, aber die Frau Baronin sagte mir mit einem gebieterischen Ton: „Trinken Sie! Trinken Sie. Ich wills haben. Ich lasse mir nicht gern widersprechen. Sie würden mich auf acht Tage krank machen."

„Ich gehorche, gnädige Frau," erwiederte ich, „denn es sollte mir leid thun, wenn ich Ihnen „den geringsten Unfall zuzöge;" und ich trank.

Die Baronin und Zizi tranken auch. Dieſe ſetzte ſich darauf zu uns, und hatte nichts Angelegners, als der Baronin zu erzählen, was zwiſchen mir und Julchen vorgegangen war. Ich biß mir für Aergerniß auf die Lippen. Die Baronin fing an zu lachen, und fragte: „Wie, Sie lieben dies junge Ding? —" O ja, gnädige Frau! antwortete ich mit dem zärtlichſten Ton. — „Er iſt feurig... Wie alt ſind Sie, lieber Freund?" — Ein und zwanzig Jahr. — „O! er iſt allerliebſt. Sind Sie aus Frankreich?" — Ja, gnädige Frau. — Sind Sie ein Edelmann? — J.. a, — „Warum ſtocken Sie mit dieſer Antwort?" — Weil ich fürchte, daß es Ihnen unangenehm ſeyn mögte. (Eigentlich hätte ich antworten ſollen: weil es nicht wahr iſt.) — „O ganz und gar nicht. — Sind Sie galant?" Ja, meine Schönſte. — „Beweiſen Sie mir ihre Galanterie."

Ich nahm ihre Hand und küßte ſie, wiewohl ungern, oder beſſer zu ſagen, mit Widerwillen. — „Anders beweiſen Sie Ihre Galanterie nicht?" — Nein, meine Göttin! aber es giebt noch an-

dere Mittel. — „Seine Aufrichtigkeit iſt allerliebſt. Zeigen Sie mir doch, was das für Mittel ſind.“ — Ich habe nicht das Herz. — „Nicht das Herz? O die liebe Unſchuld! Nun wohlan! ſo will ich das Herz haben; denn ich bin nun einmal gar zu gutwillig.“

In dem Augenblicke enthüllte mir Zizi die großen und plumpen Reize ihrer wollüſtigen Gebieterin, die auf dem Sopha kniete.

Zizi, die immer gefällige Zizi, reizte die Baronin, durch ein abgemeſſenes Streicheln, zu dem Vergnügen, das ſie ſchon mit Ungeduld erwartete. Ich war noch immer von Eis, und obgleich meine Einbildungskraft ſich Julchens Reize vorzuſtellen ſuchte, ſo blieb doch dieſe Täuſchung ohne Wirkung.

„Iſt er in Ohnmacht gefallen?“ fragte die Frau von Sulamon, und ſah ſich nach mir um. . . . Wie? er hat noch gar keine Anſtalt gemacht? Zizi! er iſt ein wahres Kind. Weihe ihn doch zu unſern Miſterien ein, um ihn ſeiner Schlafſucht zu entreißen.“ Kurz! auch die geſchäftige Geſellſchafterin der Baronin enthüllte alle ihre

Schönheiten. Ihre nicht so verwöhnten Reize, machten eine heilsame Wirkung auf mich. Im Grunde war die Erinnerung an Julchen die Ursache davon, aber genug! meine Kraft war da, und die Würksamkeit der Liebkosungen einer Zizi machte, daß ihre Gebieterin und sie den Lohn dafür genossen. Die Baronin, die gar nicht das Weib war, sich mit Wenigem zu begnügen, verlangte, daß ich ihr doppelte Huldigungen auf entgegengesetzte Weisen darbringen sollte.

Nachdem wir uns wieder in die Gränzen der Wohlanständigkeit zurückgezogen hatten, nahmen wir einige Magenstärkende Liqueurs zu uns. Ich weiß nicht, was dieses stärkende Mittel auf meine Damen würkte, aber ich bedurfte desselben würklich. — „Sie kennen nun, mein lieber Ritter," sagte die Baronin; „den Mittelpunkt des Glücks. Wir haben Sie aus dem unglücklichen Nichts hervorgezogen, worin Sie Sich befanden." — Ich finde, schönste Frau, antwortete ich, Ihre Vergleichung so gerecht als möglich; denn, wenn man noch in den Jahren des Vergnügens lebt, dann ist es ein grausames Un-

glück, die Quelle davon nicht kosten zu können. — „Sie sind nun in den Geheimnissen der Wollust eingeweiht, welcher möchten sie wohl den Vorzug geben? . . ." Ich erinnerte mich des Verses, den die Baronin für eine Schmeicheley aufnahm:

Ah! comment faire un choix, quand tout
parait égal. *)

und sie fuhr fort: — „Sie sind doch allerliebst, die Franzosen; immer führen sie was Angenehmes im Munde" . . . Ich meinestheils habe immer dem Zeitvertreibe, den Sie antiphysisch nennen, den Vorzug gegeben, aus Furcht, meine Taille zu verderben. (Sie war dick und plump, wie ein Mehlsack.) — Daran haben Sie sehr wohl gethan, und, Ihrer Vollständigkeit ungeachtet, ist Ihre Taille noch immer schön. (wie die Taille einer Kuh, setzte ich in Gedanken hinzu.) — Bist Du auch physisch und antiphysisch behandelt worden, Zizi? — Ich habe Zizi eben so behandelt,

*) Ach! wie kann man eine Wahl treffen, wenn alles gleich zu seyn scheint.

wie Sie. — Nun! nicht wahr? das kommt mir nicht gleich? — Jeder Gegenstand hat seine eigenthümliche Verdienste. — Genug davon! Es ist Zeit, meine Besuche vorzulassen, denn ich bin überzeugt, daß mein Vorzimmer von Menschen wimmelt.

Man öffnete den Saal. Es traten verschiedene Personen ein, unter andern ein alter Schüler des Hippokrates. Dies war der Doktor Anodin, der ehrwürdige Gemahl der keuschen Wilhelmine. Unterdessen die Baronin die Huldigungen der Neuangekommenen einnahm, schlich ich mich weg, um meinem Julchen entgegenzufliegen.

Sechszehntes Kapitel.

Dienſt des Herrn Anodin. Was Wilhelmine war. Liebſchaft mit Julchen. Abentheuer in Spa. Rückkehr nach Frankreich.

Ich hatte ſchon alle Stockwerke durchſtrichen, an allen Thüren im ganzen Hauſe geborcht, das ungeheuer groß war, ohne die, die ich anbetete, finden zu können. Zizi, die mir wahrſcheinlich aus eben der Urſache nachgegangen war, aus welcher ich Julchen aufſuchte, war mir nicht auf den Treppen nachgeſtiegen, ſondern erwartete mich auf dem Hofe. Ich kam in voller Verzweiflung über mein fehlgeſchlagenes Suchen zurück; weil ich aber zeitig genug gewahr ward, daß ſie meiner wartete, kehrte ich wieder um, um mir einen andern Ausgang zu ſuchen. Dies gelang mir. Am Ende eines ſehr langen Ganges im erſten Stockwerke ſah ich eine Thür, und dabey den Schlüſſel

dazu. Ich öfnete sie langsam. Da ich Niemanden fand, durchwanderte ich verschiedene kleine sehr niedlich aufgeputzte Zimmer. In dem letzten derselben, welches das Schlafzimmer war, traf ich verschiedene kleine Geräthschaften an, die nur zum Gebrauch der Damen bestimmt sind. Auf dem Kamine fand ich einen kleinen Brief, der überschrieben war: An das Fräulein Zizi von Zollern. Ich konnte nun nicht mehr zweifeln, wo ich war. Ich nahm den Brief, öfnete ihn, und fand Folgendes:

„Suchen Sie doch, liebe Zizi, das Fräulein „Juliane von Roservall nach Sans-Souci „zu bringen. Ich muß sie durchaus haben, und „zwar will ich sie vorher haben, ehr sie den Gra„fen von Goertzick zu Theil wird. Thun Sie „doch Ihr Möglichstes, sie kommen zu lassen, ohne „daß sie was merkt. Ich bin Wilhelmine Halten „herzlich überdrüßig. Ihr aufrichtiger Freund

Baron von Liebentwall."

Berlin den .....

Wie, rief ich, mein Julchen iſt alſo tugendhaft, und man will ſie beſchimpfen? Ich muß ſie finden, und ſollte ich die Nacht durchſuchen. Ihr ehrloſe Weiber! Ihr verderbenbrütende Männer! Ich will Euch Euer verrätheriſches Spiel verderben! Ich durchſuchte alle Winkel dieſes Zimmers, weil ich vermuthete, daß es einen verſteckten Ausgang haben mußte. Und würklich fand ich in einem Winkel, den ein geheimnißvoller Vorhang bedeckte, eine verſteckte kleine Thüre, die von einer eiſernen Stange und zween Riegeln zugehalten ward. Ich öfnete ſie, und ſtieg eine kleine Treppe hinab, die in den Park führte. Seitwärts bemerkte ich ein kleines eyrundes Fenſter, oder ſogenanntes Ochſenauge dicht an den Treppenſtufen. Ich legte mich platt auf den Bauch nieder, um zu ſehn und zu hören, was vorginge. O Himmel! ich ſahe Julchen und Liebentwall. Ich horche und höre von ihr deutlich die Worte: „Meine Ehre iſt mir lieber, als alles, was Sie mir anbieten konnen. Nein, nein! ein für allemal nein!“ — Aber, wie kann ein vernünftiges Mädgen wie Sie, erwiederte der Verführer Lie-

Bentwall, ſo einfältig ſeyn, zu glauben, daß die Ehre von einer einzigen Umarmung abhängen könne. Iſt es nicht die Abſicht der Natur, daß jedes Weſen hienieden allen Abſichten entſpreche, um derentwillen es ſein Daſeyn erhalten hat: und da die Frauenzimmer zum Genuſſe der Männer da ſind, ſo iſt es eine offenbare Beleidigung der Natur, wenn ſie ſich ihren Abſichten widerſetzen, das heißt: ein unnützes, und folglich verächtliches Geſchöpf in der Welt ſeyn wollen. Die chimäriſche Weisheit, woraus man Ihnen abgeſchmackter Weiſe hat eine Tugend machen wollen, iſt bloß ein tadelnswürdiger Eigenſinn, deſſen eine ſo verſtändige Perſon, wie Sie ſind, ſich nicht ſollte ſchuldig machen wollen. . . Indeſſen will ich, wenn Sie hartnäckig auf ihrer Meinung beſtehn, auch dieſe reſpektiren. Behalten Sie dieſe jungfräuliche Blume, die Sie mit ſo vieler Schwachheit lieben, und deren Beſitz Ihnen ſo viel Vergnügen macht. Aber es giebt einen Ort in der Nachbarſchaft derſelben, der nicht minder reizend iſt, und den ich ſogar vorziehe, um den Unannehmlichkeiten vorzubeugen, die Ihnen durch den Ge-

brauch des andern zuwachsen könnten. Sehn Sie Zizi und die Baronin an. Sie opfern wechselsweise diesen beyden Vergnügungen. Wilhelmine ist nie vergnügter, als wenn sie beyde zugleich genießt. Entschließen Sie Sich also, Julchen!...

Nach dem, was mir selbst begegnet war, war ich ängstlich, verwirrt, verlegen und neugierig, das Ende dieses Auftritts zu sehn. Plötzlich ergreift sie Liebentwall, und deckt sie von der Seite auf, wo er sie anzugreifen gedachte. Ich höre die Unschuldige mit gedämpfter Stimme rufen: „Nein! nein! nicht da!" Ich argwöhnte also die List und schlug eine Scheibe des kleinen Fensters ein, an welchem ich lag.

Das Paar flog aus einander. Liebentwall glaubte, daß dies ein Fallstrick sey, den man ihm gelegt hätte, und rief aus: „ich muß doch sehn, wer da ist." Ich eilte die Treppe schnell hinunter, unterdessen er die Thür des Saals öfnete, worin er sich mit meinem Julchen eingeschlossen hatte. Ich stellte mich gerade hinter diese Thür, die nach außen aufgieng, und er lief nach der Treppe. Er

ſteigt hinauf und ich gehe in den Saal und ſehe wie Julchen ihre Kleidung wieder in Ordnung bringt. Sie war ſehr betreten mich zu ſehn. — Sie waren alſo da? ſagte ſie, „ich bin ein verlornes Mädchen.“ — Nein, meine zärtliche Freundin! erwiederte ich mit Entzücken. Sie ſind nicht verloren, weil ich Sie in dem Augenblicke wiederfinde, wo man Sie verderben wollte. Was ich gehört habe, ſetzt mich um ſo mehr in Erſtaunen, als ich dem Baron nimmermehr ſo viel Ueberredungsgabe zugetraut hätte. Indeſſen kann ich es nicht gut heißen, daß Sie die Schwachheit, oder vielmehr die Unvorſichtigkeit gehabt haben, Sich von ihm allein hierher führen zu laſſen. Aber jetzt laſſen Sie uns fliehn. Dies iſt der klügſte Weg, den Sie zu Ihrer Ehre und zu Ihrer Sicherheit, einſchlagen können. Laſſen Sie uns beyde fliehen, meine Theuerſte! Fürchten ſie nichts, ich werde Sie nicht verlaſſen.... Der Augenblick iſt dringend und günſtig. Erwarten Sie nicht die Zurückkunft des Barons, wenn Sie einem Zweykampfe vorbeugen wollen. Ich nahm ſie beym Arm, ſie ließ ſich führen, und wir gingen

in

den Park, um dort einen Ausgang zu ſuchen, der unſre Flucht begünſtigte.

Es war ſchon völlig Nacht, und ein wenig ſpät, um nach Berlin zu kommen. Wir gingen im Park immer an den Mauern umher. Nach einer halben Stunde kamen wir im Finſtern bey einer Laube von Hagebuchen und Geißblatt vorbey, und ſtanden ſtill, aus Furcht, gehört und entdeckt zu werden. Mehrere Perſonen ſprachen darin leiſe. Es war die ſchöne Wilhelmine, mit einem von des Barons Bedienten und mit einem Lakayen der Frau von Eulamon. Eben ſagte ſie dieſen Leuten, ſie möchten ihre Plätze wechſeln. Julchen ſagte mir, daß kein Tag verginge, wo dieſe preußiſche Meſſaline nicht dergleichen vernähme. Sie war es eben, die Julchen dahin gebracht hatte, wo ich ſie mit Liebentwall fand, unter dem Vorwande, daß daſelbſt eine leckerhafte Kollation veranſtaltet wäre. Bey der Ankunft des treuloſen Verführers, hatte ſie ſich davon geſchlichen, um dieſem freyes Feld zu laſſen. Das arme Kind hatte drey Stunden da zubringen,

ſich immer wehren, und gegen die Leidenſchaft des wollüſtigen Barons kämpfen müſſen; und ich unterrichtete ſie von dem Schreiben an Zizi.

Ein wenig weiter hin hörten wir den Baron ſelbſt. Er plauderte mit Zizi. Beide erzählten ſich ihre Liebesintriguen. Sie berichtete ihm mein Abentheuer vom Nachmittage mit Julchen, und endlich auch alles, was zwiſchen ihr, der Baronin und mir vorgefallen war. Julchen, die nun mehr wußte, als mir lieb war, trat zu mir, und ſagte mir ins Ohr: „Sie haben alſo nicht ſo viel Stärke gehabt, als ich!“ Die Gegenwart des Geiſtes verließ mich nicht bey dieſer Anrede, die ganz dazu geeignet war, mich in Verwirrung zu ſetzen, und ich antwortete kalt: „Und wenn ich nicht die Scheibe einſchlug, wie ſtand es dann um Sie, als Sie den Baron zuriefen: Nein! Nein! nicht da!“— „Da ich nicht anders konnte, ſagte ſie, ſo hatte ich ihm den Ort Preis gegeben, durch den ich mich weniger entehrt glaubte.“ Ich ſchwieg, weil ich mein Unrecht fühlte.

Wer iſt denn der Herr Anodin? fragt' ich, um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben. — Er iſt Wilhelminens Gemahl, antwortete mir Julchen, er maßt ſich des Doktortitels an. Er iſt ſehr reich, und hat ſein Vermögen ſeinem Talente zu danken, indem er eine Jungfern-Pomade verfertigt. Er iſt der Erfinder davon, und er verkauft eine große Menge dieſer Pomade ins Ausland, ohne zu rechnen, was er davon im Preußiſchen abſetzt. Man hat mir verſichert, daß gewiſſe Käufer dieſer Mittel, die Erlaubniß bekommen hätten, die Probe davon an Wilhelminen zu machen. Ich habe ſie nicht darum befragt, denn ich bin nie anders, als aus Politik, in ihre Geſellſchaft gekommen.

Im Weitergehn ſtieß ich mit dem Fuße an etwas, das ich näher unterſuchte. Es war eine Hacke, die wahrſcheinlich einer von den Arbeitsleuten hatte liegen laſſen. Da iſt ein Hülfsmittel, ſagt ich, eine Thür zu ſprengen, wenn wir nur eine finden. — „Aber," erwiederte Julchen, der die Ausgänge bekannt waren; „es muß in dieſer Gegend eine ſeyn: gewiß ſind wir

ſchon vorbey.“ Wir ſchlichen alſo leiſe zurück, und nach vielem Suchen, oder vielmehr Tappen, fanden wir die Thüre. Sie war verſchloſſen. Ich bediente mich der Hacke, um das Schloß zu ſprengen. Dies konnte nicht ohne Geräuſch geſchehn. Wir hörten jemand auf uns zukommen und rufen: „Da iſt kein Ausgang“ ... Halt! was giebts denn? ... Ich ſtrengte alle Kräfte an, die Oefnung zu beſchleunigen, und unſere Befreyung zu bewirken. Endlich gab die Thür nach. Ich ſchob Julchen zuerſt hinaus, und fühlte, daß mich jemand ergriff. Es war der Baron. Er will mich feſthalten, ich ſträube mich, und verſetze ihm einen ſo gewaltigen Fauſtſchlag, daß er zehn Schritte von mir zu Boden fällt. Ich entfliehe, finde meine Geliebte wieder, und wir kommen noch in derſelben Nacht nach Berlin.

Wir kamen vor Tages Anbruch an. Die Gelegenheit war mir überaus günſtig. Der Wohlſtand litt es nicht, daß ich Julchen zu einer ſo unſchicklichen Stunde nach ihrer Wohnung führte. Sie glaubte daher am Beſten zu thun, wenn ſie zu mir käme. Nun erfuhr ich näher, wer

mein Julchen war. Sie erklärte mir, ſie ſey die Tochter des Grafen von Roſerwall, der ſie in dem Fräuleinſtifte *** erziehn ließ, wo man gewöhnlich junge Perſonen vom Stande hinbrächte. Ihr Vater war eben ein Jahr todt, als ich das Glück hatte, ſie kennen zu lernen. Ihre Mutter hatte ſie in ihrer frühen Jugend verloren, und ſie ſtand jezt unter der Aufſicht einer alten Tante, die ihr ganzes, ſehr beträchtliches Vermögen in Händen hatte.

Man hatte ihr erlaubt, acht Tage bey der Frau Baronin von Culamon, einer ſehr tugendhaften Dame (der Leſer kann davon urtheilen,) unter Führung der Madam Anodin, und unter dem Schutze des Herrn von Liebentwall, zuzubringen.

Julchen brachte zwey Tage und Nächte bey mir zu. Ich war ſo glücklich, als ichs verlangen konnte; ich hatte mich aber auch dieſes Glückes würdig gemacht, weil ich alle erforderliche Schonung beobachtete, um meiner Schönen Zeit zu laſſen, ihren Entſchluß ſelbſt zu beſtimmen. Wir genoſſen die unſchäzbaren Vergnügungen der Liebe

und der reinsten Freundschaft. Allein, ob sie sich gleich ganz dem Vergnügen überließ, konnte sie doch nicht umhin, mir ihre Furcht zu bezeigen, daß die Folgen unsers Genusses sichtbar werden möchten. Mit der rührenden Freymüthigkeit einer nicht treulosen Schönheit sagte sie zu mir: „Großer Gott! was würde man von einer Stiftsdame sagen, die ein Kind kriegte!“ Aus dieser Furcht hätte sie beynahe den antiphysischen Genuß vorgezogen. Ich mochte ihr noch so gelehrt die geheimnißvolle Taktik erklären, die man anwenden könnte, um der Mutterschaft vorzubeugen; alles das waren nur schwache Waffen gegen ihre Furcht. Ich glaubte diese Furcht gänzlich zu vertilgen, wenn ich ihr eine Verheirathung vorschlüge. Dies wäre ihr eben recht gewesen, aber ein schrecklicher Umstand setzte sich gebieterisch entgegen. Sie war Gräfin, hatte sechszehn Ahnen, Rittergüter, Hunde, Pferde, Knechte, Vieh, Kutschen, und über das alles hohe und niedere Gerichtsbarkeit auf ihren Gütern. Und ich ... ein bloßer französischer Kaufmann .... der Abstand ließ sich nicht vereinigen.

Indeſſen dauerten unſere verliebte Zuſammenkünfte noch einige Zeit fort. Durch Geſchwätz, das ihr zu Ohren gekommen war, erfuhr ſie, daß man es gemerkt hatte, und erbat ſich von ihrer Tante die Erlaubniß, in ihr Stift nach ** zurückzukehren. Ich folgte ihr dahin, und wir ſahen uns oft in Geheim.

Ach! nach einiger Zeit bekam ich ein klägliches Schreiben von meiner Stiftsdame, worin ſie den zärtlichſten Abſchied von mir nahm. Man hatte ſie in voriger Nacht in einer ſechsſpännigen Kutſche abgeholt, um ſie mit einem gewiſſen Grafen von Hoenwaldek, Baron von Hoethensleben, zu verheirathen.

Auf dieſes Schreiben folgte ein anderes, das ich am folgenden Morgen empfing, und zwar von einer Stiftsdame, Fräulein Merkaert von Conſarbrik. Dies war eine Buſenfreundin meiner Geliebten, und daran konnte ich, nach Leſung dieſes Briefes, nicht mehr zweifeln. Hier iſt es nöthig, zu erinnern, daß ich, um die Gunſtbezeigungen des Fräuleins Julchen zu erhalten, einen Nahmen und Titel annehmen mußte. Ich

hatte mich also Chevalier d'Augemont genannt. Meine angebliche Familie war eine der ältesten, mächtigsten und reichsten in Frankreich. Der Brief lautete so:

„Ich habe so eben die Erlaubniß erhalten, „nach Spa ins Bad zu gehn. Die Aebtissin gab „sie mir, auf das Zeugniß meines Arztes, der, „mittelst einiger Dukaten, ihr geradezu erklärt „hat, daß meine Gesundheit nicht anders herge„stellt werden könnte, als wenn ich mich des Was„sers der Geronsterde bediente. Ich reise in Ge„sellschaft zweyer Personen; die erste ist ein jun„ges Frauenzimmer von Stande, der man das„selbe Mittel verordnet hat. Sie heißt Laurette „von Linförde. Die andre ist eine alte Klo„sterschwester, die sich Kelbeha nennt, deren „Klosternahme aber Mutter Sanct-Aldegun„de ist.

„Wir reisen morgen Nacht ab. Folgen Sie „uns auf der Spur, bis zum Anbruch des Ta„ges. Suchen Sie alsdann, uns eine kleine „Strecke zuvorzukommen, und machen Sie, daß

„Ihrem Wagen irgend ein kleiner unbedeutender „Unfall zustoße. Ich werde Ihnen alsdann den „meinigen anbieten, wenn ich zuvor gefordert „habe, daß Sie mir erklären, wer Sie sind. „Wenn wir einen Kavalier bey uns haben, dür„fen wir wenigstens nicht fürchten, barmherzige „Schwestern genannt zu werden. . . .“

Ich ermangelte nicht, mich zur bestimmten Zeit einzufinden. Ich ward geliebkost, gerieben, und mit Wohlgerüchen gewaschen, eines Schadens wegen, wovon ich nichts gefühlt hatte.

Wir traten im römischen Kaiser ab, einem der besten dasigen Häuser. Es war die Jahrszeit des Brunnentrinkens, und sehr viel Reisende vom höchsten Stande zugegen. Für die bescheidene Summe von drey Dukaten täglich, hatten diese ehrliche Leute die Gütigkeit, uns und unsere Leute aufzunehmen. Das herrschaftliche Zimmer, das man uns einräumte, war ein tüchtiger, wohl reparirter Boden, mit einer ganz neuen Tapete von Bergamo. In demselben fanden wir einen alten Kasser zur schwarzen Wäsche, zwey kleine Spiegel, eine alte Kommode, einen Nachtstuhl, ein

Reinigungsgefäß für Frauenzimmer, und andere Bedurfniſſe für eine Schlafſtube.

Wir ſpeiſten zu Abend in einem untern Saale, wo wir für uns abgeſondert hatten anrichten laſſen. Aldegonde, der ich mit Fleiß zutrank, war bald auf dem Punkte, wo ich ſie wünſchte, um ihr einen feſten Schlaf zu geben, und ſprach ſchon vom Schlafengehn, ehe der Nachtiſch kam. Das Eſſen war beſſer als die Zimmer, und ließ uns nichts zu wünſchen übrig. Sie ward alſo zu Bette gebracht, und wir ſetzten uns wieder an den Tiſch, um noch ein wenig zu plaudern. Es ſind nur drey Betten oben, ſagte Laurette, der der Wein etwas zu Kopfe ſtieg, wie werden wir das machen? — Du kannſt Dich zu Aldegonden legen, erwiederte Agenie, und ich und das Fräulein Augemont nehmen, jede ein beſonderes Bette ein. — Gott bewahre mich, antwortete die kleine, vor der alten Kachel, die ſchnarcht wie ein Pedal, und ſtinkt nach Tobak. Schlaft Ihr lieber beyde zuſammen, ich will allein liegen. — Ihr Entſchluß iſt raſch genug gefaßt, Fräulein, ſagte Agenie etwas empfind-

lich. Wer hat Ihnen erlaubt, ſo entſcheidend zu ſprechen? . . .

. Himmel! wie viel Vergnügen genoß ich in den Armen der zärtlichen Ageuie, und der noch unſchuldigen Laurette.

. Wir überl eßen uns, wie abgeredet, unſern brennenden Begierden, als plötzlich ein gewiſſer Herr Graf von Conſarbrit ankam. Es war Ageuiens Vater. Er war im Stifte geweſen, und hatte die Reiſe ſeiner Tochter nach Spa erfahren. Er kam nun, um zu wiſſen, warum ſie abgereiſt ſey, ohne ihn davon zu benachrichtigen. Lafleur brachte mir gerade zu rechter Zeit Wind davon, ich nahm wieder die Kleider meines Geſchlechts, und es war Zeit, daß ich fortkam, denn ihr Kutſcher hatte unſre Schelmerey entdeckt. Ich reiſte gerade nach Frankreich.

Den zärtlichen und empfindſamen Seelen ſey es geſagt, daß ich Thränen des Bedauerns vergoß, und noch jetzt Thränen der Erinnerung vergieße. Julchen forderte mich auf, ſie, unter irgend einem Vorwande, zu beſuchen, und ſchickte mir ihre Adreſſe. Aber alle die Nahmen von Ver-

tern jagten mir ſolchen Schreck ein, daß ich nicht einmal wagte, die Hofnung zu nähren.

Wenn ich an Julchen dachte, ſagt' ich zu mir ſelbſt: Die Natur hat in das Herz des Menſchen ein geheimes Gefühl gelegt, das ihn durch den würklichen und unwiderſtehlichen Zauber einer reinen Zärtlichkeit verführt, zu Gunſten des angebeteten Gegenſtandes, der ihm das erſte Glück des Lebens zu koſten gab.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Beſchreibung von Berlin. Oeffentliche Denkungsart. Schauſpiele. Deutſches Theater. A** A***. Polizey. S. 3

Zweites Kapitel.

Sitten. Eheſcheidungsgeſetz. 12

Drittes Kapitel.

Preußiſcher Adel. Galanterie der Offiziere 23

Viertes Kapitel.

Reiſe nach Potsdam. Madam Wallner. Galantes Abentheuer. Arbeit will bezahlt ſeyn. 31

Fünftes Kapitel.

Mönchsgalanterie. Spaziergang im Thiergarten. Madam Walberg. Madam Florbach. Herr Hermann. 38

Sechſtes Kapitel.

Studentengalanterie. Geſchichte der Madam Wiaſ-
lef und Madam Konrad. Doktor H . . . . S. 50

Siebentes Kapitel.

Bürgergalanterieen. Putz. Spiel. Gaſtgebote. 58

Achtes Kapitel.

Hochzeitgeſchichte. Liebſchaft der Madam Grinau. 62

Neuntes Kapitel.

Ende des Romans. 67

Zehntes Kapitel.

Galanterie der Damen. 73

Eilftes Kapitel.

Abgezehrte Ehemänner. Böſes Beyſpiel. Predigt. 81

Zwölftes Kapitel.

Schule des Sokrates. Männerliebe. Warme Brüder. Minos. San Francesco d'Aſſiſi. Phyſiſche Abhandlung über den antiphyſiſchen Geſchmack. 88

Dreyzehntes Kapitel.

Ein neuer Joſeph. Temperament der Gräfin Wiaſtrow. Liebſchaften der Madam Lubinska und des Hauslehrers Landhof. Unfall des Herrn Windenheim. Gelehrſamkeit. 101

Vierzehntes Kapitel.

Streit in der Kirche. Meinung des Doktors Krinkini. Ungewöhnliche Liſt der Liebe. Beyſpiel von Sorgloſigkeit. S. 110

Funfzehntes Kapitel.

Reiſe nach Sans-Souci. Mittelpunkt des Glücks. Das unglückliche Nichts. Galante Partie. 120

Sechszehntes Kapitel.

Dienſt des, Herrn Audin. Was Wilhilmine war. Liebſchaft mit Julchen. Abentheuer in Spa. Rückkehr nach Frankreich. 139